

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I. Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 46

São Paulo, 3. Mai 1913

IX. Jahrg.

Das neue deutsche Riesenschiff.

Vor uns liegt ein aus dem Jahre 1907 stammendes Werk über die Hamburg-Amerika-Linie im sechsten Jahrzehnt ihrer Entwicklung von Kurt Himer, dem Geschichtsschreiber der Gesellschaft. Dieses Werk steht stark unter dem großen Eindruck, den damals die Indienstellung der beiden Dampfer „Amerika“ und „Kaiserin Auguste Viktoria“ auf alle Welt gemacht hat. Es war in der Tat eine bedeutende schiffbautechnische Ueberraschung. Was hatten nun noch die berühmten Schiffe der Pennsylvania-Klasse zu bedeuten? Ausgangs der achtziger Jahre war die „Pennsylvania“, die bekanntlich das sogenannte kombinierte System zwischen Personen- und Frachtschiff einleitete, das größte Frachtschiff der Welt, denn es konnte, alles in allem, 140.000 Doppelzentner tragen und war ein Gefäß von rund 13.300 Brutto-Register-Tons. Diese Zahlen verschwanden hinter den Maßen einer „Auguste Viktoria“: 24.580 Brutto-Register-Tons und 210.000 Doppelzentner Tragfähigkeit. Der Dampfer konnte 4000 Menschen an Bord beherbergen. Er war 313 Meter lang und über 23 Meter breit, seine Maschinen entwickelten 17.200 Pferdekkräfte, seine Geschwindigkeit aber war — abseits von den Zwecken der eigentlichen Schnelldampfer — auf 17 Seemeilen herabgesetzt. Es ging mit ihm also etwas gemächlicher über den Ozean, als man es sonst gewohnt war, dafür aber entschädigte eine bisher unerhörte Bequemlichkeit und eine verschwenderische Ausstattung an Bord. Das Leben der märchenhaften Schlafraffen sank gegenüber den Tagen ununterbrochenen materiellen Genusses an Bord jener Dampfer zu einer kläglichen Entfettungskur herab.

Und nun? Wir stehen, kaum verschnauft von den Ueberraschungen des Amerikatypus, jetzt im Zeitalter der Imperatorschiffe. Der erste seiner Klasse liegt bekanntlich noch im Ausrüstungshafen der Hamburger Vulkanwerft, um für die bevorstehenden Probefahrten hergerichtet zu werden, und schon läuft ein Bruder von ihm, und zwar der noch größere Bruder, „Vaterland“, bei Blohm & Voß vom Stapel, während ein dritter Bruder der selben Werft in Spanten steht. Das Imperatorkapitel verlangt eigentlich ein Buch für sich. Was diese Schiffe darstellen, technisch und ästhetisch, übersteigt so alle bisherigen Begriffe, daß man sich eine noch bedeutendere Steigerung, die indes doch wohl kaum ausbleiben wird, nur schwer vorstellen kann, wenn man sich

nicht nur auf seine Phantasie verlassen will. Wir haben ein Schiffswunder unseres gigantisch ausschreitenden Zeitalters vor uns, nicht weniger. Es wird die Höchstleistung des gegenwärtigen Könnens in Schiffbau in allen Richtungen darstellen. Betrachten wir uns zunächst den Riesenleib. Man liest es so leichtthin: 50.000 Brutto-Register-Tons. Ja, wer es recht veranschaulichen könnte! Wir wollen es einmal mit dem Gewicht versuchen. Also: der neue Riese hat ein Ablaufgewicht von 31 Millionen Kilo; das ist der bisherige Weltrekord. Woraus besteht sein Gewicht? Vor allem aus über 34 Millionen Kilogramm gewalztem Stahl, aus je 2 Millionen Kilogramm Gußstahl und Gußeisen, aus 1 Million Kilogramm Kupfer und 6,5 Millionen Kilogramm Holz. Das sind allerdings zusammen rund 46 Millionen Kilo, also 15 Millionen mehr als das genannte Ablaufgewicht, was aber daher kommt, daß ja die Maschinen noch nicht eingebaut sind und die ganzen hohen Aufbauten des Schiffes noch fehlen. Die genannten Gewichte werden sich also ergeben, wenn der Dampfer ganz fertig sein wird. In der Länge macht er schon beinahe dem Eiffelturm Wettbewerb, denn er mißt nicht weniger als 276 Meter bei einer Breite von 30,5 Meter und bei über 19 Meter Tiefe. Man stelle sich vor: elf Decks werden sich übereinander türmen, und die Kommandobrücke wird 40 Meter über dem Kiel des Schiffes liegen!

Welche Maschinen müssen es sein, um diesen Koloss zu bewegen. In der Turbine hat man das moderne Antriebswunder. Der Dampfer erhält denn auch reinen Turbinenantrieb unter Verwendung von Wasserrohrkesseln. Das ist, wie versichert wird, eine Kombination, die in besonders befriedigender Weise die Anpassung der Fahrtgeschwindigkeit an die jeweiligen Wind- und Wetterverhältnisse erlaubt. Die Turbinen sind nach dem sogenannten gemischten System erbaut und bestehen teilweise aus beschauelten Rädern, teilweise aus beschauelten Trommeln. Die Gesamtleistung der vier Vorwärtsturbinen soll 61.000 effektive Wellen-PK bei 180 Umdrehungen in der Minute erzeugen und dem Schiffe eine Geschwindigkeit von 22,5 Seemeilen verleihen. Die Imperatorschiffe werden mithin, wie schon bei früherer Gelegenheit einmal vermerkt worden ist, unbedingt Schnelldampfer sein.

Der Dampfer soll 4050 Reisende aufnehmen und eine Besatzung von 1200 Mann erhalten. Die erste Klasse wird 700 Reisende beherbergen können, die

zweite 600, die dritte 1050 und die vierte 1700. Nach den Plänen werden die Gesellschaftsräume wieder etwas vom Herkömmlichen ganz Abweichendes bieten. Man hat für sie eine zusammenhängende Flucht vorgesehen und sie auf raffinierte perspektivische Durchblicke hin angelegt. Die Stile Louis XIV. und XVI. werden in diesen Räumen herrschen. Da ist zunächst das ellipsenförmig angelegte Ritz-Carlton-Restaurant im Empirestil. Ueber eine offene Plattform mit mehreren Stufen kommt man zum Wintergarten im Stile des sechzehnten Louis mit vergoldeten Lattenwerk und Stuckmarmor. Es reiht sich der Hauptvorplatz an, auf den zu beiden Seiten die mächtigen, durch sechs Stockwerke führenden Freitreppen münden. Dahinter liegt die sehr geräumige Halle des Schiffes mit geschmützten Eichenholzwänden und wertvollen Wandgemälden. Beim Weitergehen kommt man auf einen Vorplatz, der in das im Kolonialstil gehaltene Damengemach führt, einen ganz hell gehaltenen Salon mit Bücherei. Darüber liegt das flämisch durchgeführte Rauchzimmer mit Bar. Auf dem Hauptpromenadendeck ist als Neuheit ein Grillraum angebracht. Der Speisesaal für die Hauptmahlzeiten ist ein festlich gestimmter Raum mit riesigem Gewölbe auf Pilastern ruhend und von einer künstlerisch ausgeführten Glaskuppel überragt. Der in Weiß und Gold gehaltene Saal geht beinahe durch drei Stockwerke und bietet 700 Gästen gleichzeitig an einer Menge einzelner Tische für beliebig zusammengestellte Gruppen Platz. Auch das nachgerade zu einer Selbstverständlichkeit auf den größten Schiffen unserer Zeit gewordene Schwimmbad wird durch mehrere Stockwerke führen. In pompejanischem Stil gehaltene Mosaiksäulen tragen die Decke. Ueber eine halbovale Treppe erreicht man das Marmorbecken von 57 Quadratmeter Grundfläche.

Zum Schluß noch ein Wort über die Sicherheitsvorkehrungen. Diese werden ganz bedeutend weiter gehen, als man es bisher irgend gewohnt gewesen ist. Der Kaiser interessiert sich ganz besonders für diese wichtige Seite der Imperatorschiffe und wird gerade den getroffenen Sicherheitsmaßnahmen an Bord des Imperators bei seiner bevorstehenden Reise mit diesem Schiff nach Gibraltar volle Aufmerksamkeit widmen. Man darf denn auch annehmen, daß durchaus nichts versäumt ist. Man hat sich nicht damit begnügt, dem Schiff die übliche Querschotte und ein Maschinenraum-Längschott, selbstverständlich auch einen Doppelboden zu geben, sondern man hat daneben auch im Vorder- und im Hinterschiff einen ausgiebigen Gebrauch von wasserdichten Längswänden gemacht. Dem Mittelschiff ist durch Seitenbunker ein verstärkter Schutz gegeben worden. Sämtliche Schotte sind bis weit über die Wasserlinie des vollbeladenen Schiffs hinaus emporgeführt, so daß nach menschlichem Ermessen, selbst bei den schlimmsten Leckagen die Ueberflutung weiterer Abteile unnöglich ist. Ein irgendwo im Innern ausgebrochenes Feuer kann sofort, auch bei der geringsten Rauchentwicklung, durch einen Apparat auf der Kommandobrücke bemerkt werden. Die drahtlose Telegraphie ist an Bord ungewöhnlich ausgiebig in den Dienst der Sicherheit des Schiffes gestellt. Die Reichweite der Stationen wird den Dampfer während seiner Reise dauernd mit einer Landstation in Verbindung erhalten. Besonders vorhanden sind zwei Not-Antennen, zwei Empfangsapparate für kurze Wellen und eine elektrische Notstation für Stromzuführung. Alle verantwortlichen Bordstellungen werden mehrfach besetzt sein. Die Ausnahmestellung der Imperatorschiffe ergibt sich schon daraus, daß ihre Führung in den Händen eines „Kommodore“ und dreier Ka-

pitäne liegen soll, von denen stets einer auf der Brücke sein muß. Nicht weniger als 83 Rettungsboote sind an Bord, zusammengenommen geräumig genug, um alle Menschen aufnehmen zu können. Die Vorrichtung für das Aussetzen dieser Boote ist neu und sehr sinnreich; sie soll, wie man hört, gewährleisten, daß auch bei starker Schlagseite des Dampfers noch 70 Boote zu Wasser gelassen werden können, eine Zahl, die in der Regel ebenfalls schon ausreichen wird, um alle Personen von Bord aufzunehmen. Zwei der Rettungsboote sind Benzinmotorbarkassen; sie werden im Notfall zuerst ausgeschwungen, um die übrigen Boote von der Schiffseite wegzuschleppen.

An den vorstehenden Angaben wollen wir uns für heute genügen lassen. Sie zeigen, daß sich etwas Neues und Großes im Verkehr auf der Atlantischen Weltstraße anbahnt, und sie lassen in uns den aufrichtigen Wunsch entstehen, daß glückliche Fahrt den Kiel der eiligen Riesen allzeit beschieden sein möge!

Wochenschau.

Deutschland.

— Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ liebt allen den deutschen Blättern den Text, die noch immer die Zwischenfälle in Luneville und Nancy ausbeuten. Frankreich habe bei den Zwischenfällen den besten Willen gezeigt und es sei absolut unangebracht, gegen die französische Regierung zu hetzen.

— In München verstarb der Architekt Professor Gabriel von Seidl. Er war am 9. Dezember in München geboren. Er erbaute unter anderen bemerkenswerten Gebäuden das Deutsche Haus am Karlplatz in München, das Rathaus in Ingolstadt, das Rathaus in Worms, die Wollmungen von Franz von Lenbach und F. A. Kaulbach in München und die Villa des Freiherrn v. Heyl in Darmstadt. Im Jahre 1900 wurde er in den persönlichen Adelsstand erhoben.

— Auf dem Flugfelde zu Johannesthal hat der bekannte russische Aviatiker Abramovitsch sich zu Tode gestürzt. Dieser Flieger wurde besonders durch seinen Flug Berlin-Petersburg in der Welt bekannt.

— Der päpstliche Stuhl hat die Ehe zwischen dem Prinzen Georg von Bayern und der Erzherzogin Elisabeth Maria annulliert. „Annullieren“ ist eine Umschreibung für „scheiden“.

— Der Kriegsminister hat auf das bestimmteste verboten, daß deutsche Offiziere an der französischen Grenze Ballon- oder Aeroplanaufstiege unternehmen. Das Verbot ist erlassen, um die ungewollten Exkursionen nach Frankreich zu verhindern.

— In der letzten Sitzung des Reichstags sprach ein sozialistischer Abgeordneter sehr ausführlich über das Militärkabinett des Kaisers. Die Adjutanten des Monarchen nähmen eine Vorzugsstellung ein und es läge immer die Gefahr vor, daß sie eine Kamarilla bilden, die auf den Kaiser einen unheilvollen Einfluß ausübt. — Nachher sprach der Sozialdemokrat Liebknecht über die von dem Verwaltungschef des Hauses Krupp vor einem Redakteur der „Kölnischen Zeitung“ abgegebenen Erklärungen. Er meinte, daß diese Erklärungen keinen Wert hätten. Nach Liebknecht ergriff der Kriegsminister das Wort, um zu sagen, daß die bezogenen Erklärungen auch von der Regierung nicht als das Schlußwort in dieser Gelegenheit angesehen werde. Die Sache werde untersucht und die Regierung werde mit aller Energie und Unparteilichkeit vorgehen. Darauf er-

teilte der Kriegsminister dem ersten Sozialdemokraten die Antwort. Er verteidigte das Militärkabinet des Kaisers, teilte aber dann mit, daß die Zahl der Feldadjutanten der Fürsten um zehn vermindert werden soll.

— Der Reichstag hat die zur Anschaffung einer neuen Kaiseryacht geforderten Kredite bewilligt.

— Nach einer Meldung der „Frankfurter Zeitung“ ist es der Polizei aufgefallen, daß anlässlich des Besuches Kaiser Wilhelm II. in Karlsruhe viele verdächtige Gestalten in der Stadt auftauchen. Deshalb hat man die Person des Monarchen mit einem außerordentlichen Schutz umgeben.

— In Halle a/Saale verstarb der Direktor der dortigen Klinik, Professor Dr. Fritz von Bramann. Der Verstorbene war am 25. September 1854 zu Wilhelmshagen in Ostpreußen geboren und studierte in Königsberg Medizin. Nach vollendeten Studien wurde er Assistenzarzt im städtischen Krankenhause in Königsberg und wurde 1887 Assistent Prof. Ernst v. Bergmanns an der chirurgischen Klinik in Berlin. Als solcher wurde er vom alten Kaiser nach San Remo geschickt, wo er am 9. Februar 1888 an den damaligen Kronprinzen Friedrich den Luftröhrenschnitt ausführte. Im Jahre 1890 wurde Bramann Direktor der Klinik in Halle und gleichzeitig wurde er in den erblichen Adelstand erhoben.

Frankreich

— Aus Nancy wird wieder ein äußerst unliebsamer Zwischenfall gemeldet. In einem Wirtshause stritten zwei Deutsche mit dem Hilfsrichter Pailott des Tribunals zu Briey. Bei dem Streite wurden harte Worte gewechselt. Auf dem Nachhausewege wurde der Richter von den Deutschen überfallen und mit Stockhieben schwer verwundet. Die Angreifer wurden verhaftet. Diese Meldung bedarf noch sehr der Bestätigung.

Portugal.

— In der Nacht zwischen dem 26. und 27. ist in Lissabon plötzlich eine Revolution ausgebrochen, die von der Federação Radical angezettelt worden ist. Die Aufständigen, unter welchen sich mehrere Offiziere befanden, durchzogen unter Hochrufen auf die radikale Republik die Straßen und schienen entschlossen zu sein, die Kasernen anzugreifen. Durch den schnellen Eingriff der Kavallerie wurde der Putsch schnell unterdrückt. Achtundvierzig Offiziere und mehr als hundert Soldaten und Zivilpersonen wurden gefangen genommen und nach den Kriegsschiffen gebracht. Was die Federação Radical eigentlich bezwecken wollte, ist nicht bekannt. Man weiß, daß die genannte radikal-republikanische Verbindung aus Rußland große Sendungen Dynamit erhalten hat, dessen sie sich gegen die Regierung bedienen wollte. Es scheint mehr soziale als eine politische Revolution zu sein, um die es sich handelt. Es läßt sich nicht beurteilen, ob die Erhebung durch die Gefangennahme der ersten Rebellen besiegt worden ist oder ob noch weitere Putschversuche zu befürchten sind.

Von den Balkanländern.

Das Unglaubliche ist geschehen. Die Montenegriner haben Skutari eingenommen und die Großmächte haben dazu das Licht gehalten. Die Uebergabe der Festung ist am 23. April gleich nach Mitternacht erfolgt. Um vier Uhr morgens befanden sich die Montenegriner im Besitze der Stadt. Da die Festung sich ergab, so geschah die Besetzung durch die Montenegriner kampflös. — Die Großmächte wissen nun wieder einmal nicht, welchen Vers sie zu

dem Ereignis machen sollen. Am ratlosesten stehen die Oesterreicher da. Sie befürchten neue Verwicklungen und die k. u. k. Politik sieht besorgt in die Zukunft. Es ist ja möglich, daß die Großmächte ihren Willen doch noch durchsetzen und daß Montenegro die eroberte Stadt wieder dem neugebildeten Albanien abgeben muß, aber auch die Herren Minister selber werden sich nicht verhehlen können, daß der moralische Sieg Montenegro gehört. — Die treibende Kraft gegen Montenegro ist Oesterreich-Ungarn, das als Beschützer der ein paar katholischen Albanier daran interessiert ist, daß die Montenegriner nicht zu viel von den steinigten Ufern des Skutari-Sees bekommen. Die ganze Balkanangelegenheit ist nach der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zum Teil Tragödie und zum Teil Farce und die Mimen der Weltgeschichte spielen dieses Stück einfach miserabel. — Die anderen Völker haben sich über den Fall Skutari nicht so aufgeregt, wie die Oesterreicher. Die Italiener haben sich sogar gefreut, daß es den Montenegrinern gelungen ist, die Festung zu bezwingen und die anderen haben die Meldung in aller Ruhe hingenommen.

Die Verhandlungen betreffend die Uebergabe der Festung haben am Montag, den 21. April, begonnen und am 22. abends waren sie zu Ende. Die Montenegriner gestatteten den Türken freien Abzug mit allen militärischen Ehren und die Sieger marschieren in die eingenommene Stadt. Die „Reichspost“ hatte wohl prophezeit, daß die Montenegriner die Albaner in Skutari dutzendweise abschlachten würden. Das ist nicht geschehen und somit hat es sich herausgestellt, daß die Prophezeiungen der „Reichspost“ ebenso unzuverlässig sind wie ihre authentischen Berichte.

König Nikita hat in Skutari schon einen Zivil- und einen Militärgouverneur eingesetzt. Der erstere heißt Voninovitsch und der letztere Vankovitsch. Nikita wird sich selber nach Skutari begeben, und dort die Zugehörigkeit dieses Gebietes zu Montenegro proklamieren.

Die Großmächte sind darüber noch nicht ganz einig, was sie gegen Montenegro unternehmen sollen. Die Botschafterkonferenz in London hat nur beschlossen, am nächsten Mittwoch die montenegrinische Regierung davon in Kenntnis zu setzen, daß Skutari Albanien verbleiben müsse. Das hat die montenegrinische Regierung aber schon längst gewußt, sie hat sich aber um diesen Beschluß der Großmächte nicht gekümmert und es ist sehr fraglich, ob sie die Note der versammelten Botschafter als einen maßgebenden Befehl behandeln wird. Die londoner „Times“ sind der Ansicht, daß jetzt die Zeit nicht günstig sei, auf Montenegro einen Druck auszuüben. Der Sieg dieses kleinen Völkchens habe die slawische Welt in eine große Begeisterung versetzt und würde man jetzt diesem Völkchen etwas antun, dann würden die Slawen in Aufregung geraten, was aber wieder eine Gefahr für den europäischen Frieden bedeuten würde. — Die englische Regierung dürfte derselben Ansicht sein und so erscheint es gar nicht mehr ausgeschlossen, daß die Großmächte von den Slawen ins Bockshorn gejagt werden und schließlich Skutari Skutari sein lassen. Wenn die Montenegriner so lange in Skutari bleiben, bis die slawische Begeisterung aufhört, dann bleiben sie für immer, denn diese Begeisterung, die dem Solidaritätsgefühl einer Rasse entspringt, wird lange dauern und die gefürchtete Aufregung wird immer wieder einsetzen, wenn die Großmächte auf Montenegro einen Druck ausüben. — Das „Popolo Romano“, offizielles Organ des italienischen Ministeriums des Aeußern, sagt, daß Italien die Waffentat Montenegros bewundere, trotz alledem könne



Italien nicht zugeben, daß Montenegro Skutari behalte; das Gebiet und die Stadt seien Albanien zugesprochen worden und so müsse es bleiben. — In Rom zirkulierte am 25. das Gerücht, daß der katholische Bischof von Cetinje, Monsignore Sereggi, ermordet worden sei. Diese Meldung bedarf noch der Bestätigung.

Die Großmächte haben über die montenegrinische Angelegenheit noch nichts beschlossen. Es heißt daß Oesterreich-Ungarn auf eine an alle Kabinette gerichtete Note betreffend die Räumung Skutaris gerichtete Note nur von Deutschland eine zustimmende Antwort erhalten habe. Die anderen Großmächte hätten sich bisher jeder bestimmten Aeußerung enthalten und Oesterreich-Ungarn sei bereits entschlossen, allein gegen Montenegro vorzugehen. Die k. u. k. österr.-ungar. Hof- und Militärpolitik verfolgt seit einigen Monaten mit seltener Hartnäckigkeit das Ziel, möglichst schnell und möglichst gründlich abzuwirtschaften und deshalb ist es ihr auch zuzutrauen, daß sie einen solchen Entschluß fast — die Tragweite eines solchen Unternehmens abzuschätzen, ist diese Politik schon längst nicht mehr imstande, und es ist sehr zu bedauern, daß Oesterreich-Ungarn auf dem Wege zum Verderben von der deutschen Diplomatie nicht zurückgehalten wird. — Eine triestiner Zeitung weiß zu melden, daß eine Marinedivision von zehntausend Mann bereits nach Antivari abgefahren sei. Sie werde dort an Land gehen und die Stadt besetzen. Andere Meldungen lassen durchblicken, daß Oesterreich-Ungarn entschlossen ist, auch von der Landseite Montenegro anzugreifen. — Da die anderen Großmächte ja die Flottendemonstration mit gemacht haben, so ist wohl höchstwahrscheinlich, daß sie solche Maßnahmen Oesterreich-Ungarns zulassen. Damit wäre die Gefahr eines europäischen Konfliktes von vorneherein beseitigt und den Oesterreichern ein voller Erfolg garantiert, und dennoch wäre ein solcher Erfolg so ziemlich das schlimmste, was Oesterreich-Ungarn passieren könnte. Oesterreich-Ungarn würde durch einen solchen Erfolg sich erstens Feinde erwerben, die das Verzeihen und Vergessen nicht gelernt haben und dann würde es über das neu geschaffene Albanien ein Protektorat übernehmen, woran es zugrunde gehen würde. Die Albanier werden gegen ihren König ebenso rebellieren, wie sie gegen den Sultan rebelliert haben, und wenn nun Oesterreich-Ungarn die Pflicht übernommen hat, den König zu beschützen, dann muß es ihm eine Streitmacht zur Verfügung stellen und sich darauf gefaßt machen, für nichts und wieder nichts Guerillakriege mitzumachen.

Der Herzog von Montpensier, der sich die Beine abließ, um die albanische Krone zu erjagen, hat auf einmal entdeckt, daß die albanischen Trauben noch etwas zu sauer sind und hat die Erklärung abgegeben, daß er für keinen Thron der Welt auf den Titel eines französischen Bürgers und eines französischen Fürsten verzichten würde. Das hätte der gute Mann früher wissen sollen, dann hätte er es nicht nötig gehabt, zwischen Wien und Rom hin und her zu fahren, um die Kabinette für seine „Sache“ zu gewinnen. Nachdem sowohl Oesterreich wie Italien ihn habe wissen lassen, daß sie gar nicht daran denken, seine Absichten zu fördern, ist ihm der Verzicht leicht geworden. — Es heißt übrigens, daß der General Essed-Pascha in Alessio sich zum König von Albanien ausgerufen habe.

Ueber den Friedensschluß erfährt man nichts neues. Zwischen den verschiedenen Kabinetten werden noch immer Noten gewechselt.

Unter den vielen Nachrichten, die heute vorliegen ist eine besonders bemerkenswert. Es heißt,

daß der albanische König aus eigenen Gnaden, Essad-Pascha, mit den Montenegrinern ein Bündnis schließen wolle. Tarabosch und Boyna sollen an Montenegro fallen, Skutari aber dem neugegründeten Albanien verbleiben. — Vorläufig weiß man wohl noch nicht, ob die Großmächte den selbstherrlichen König anerkennen; sein kühnes Zulangen nach der albanischen Königskrone sagt aber schon zur Genüge, daß er ein energischer Mann ist, und da die Großmächte, wie der Skutari Rummel auf das eklatanteste beweist, mit kühnen, entschlossenen Leuten nicht fertig werden können, so entsteht nun die Frage, ob denn die verbündeten Großmächte überhaupt noch etwas zu sagen haben. Wenn die Albanier sich auf Seiten Essad Paschas stellen und dieser die Freundschaft der von den Operettendichtern verhöhten Hammeldiebe hat, dann ist die k. u. k. Politik der Habsburger wieder um eine Hoffnung ärmer und sie kann wieder einmal das ihr schon sehr bekannte Lied anstimmen: Es wär so schön gewesen, doch ach, es hat nicht sollen sein.

Die in London versammelten Botschafter haben an Montenegro eine Note gerichtet, in der sie die Räumung Skutaris verlangen. Der montenegrinische Ministerpräsident, Propovitsch, hat auf diese Note nur durch ein Protest geantwortet. Er nennt das Vorgehen der Großmächte hart und ungerecht, denn man hätte Montenegro ebenso behandeln sollen, wie die anderen Verbündeten, die alle für ihre Opfer belohnt worden seien. — Am Montag, den 28., versammelten sich wieder die Botschafter der Großmächte und hielten eine dreistündige Beratung ab. Der Vertreter Oesterreich-Ungarns drängte darauf, daß Montenegro sofort hart angefaßt werden sollte, der Konferenzpräsident, Sir Eduard Grey, belehrte ihn aber, daß dieses nicht gehe, denn man müsse Montenegro Zeit lassen, die Sache zu überlegen. Das Eintreten des österreichisch-ungarischen Botschafters für eine sofortige Intervention gegen Montenegro hat zu dem Entstehen des Gerüchtes geführt, daß Oesterreich-Ungarn höchstwahrscheinlich allein intervenieren werde. Dann sollten aber die k. u. k. Minister die Verantwortung für den Weltbrand übernehmen, der durch sie provoziert wird.

Notizen.

São Paulo.

Ankauf der São Paulo Railway. Die Gerüchte, daß die Bundesregierung die São Paulo Railway ankaufen und der Zentralbahn angliedern wolle, sind noch immer nicht verstummt. Es heißt, daß ein einflußreicher Politiker sich ganz besonders für die Verstaatlichung der Linie interessiere und daß die Transaktion nur deshalb noch nicht zustande gekommen sei, weil der Verkehrsminister von ihr nichts wissen wolle. Diese Transaktion wäre ein Skandal ersten Ranges. Die Regierung würde mehr als hundertundfünfzig Millionen auswerfen und unter ihrer Verwaltung würde die bisher, wenn auch nicht gerade mustergiltige, so doch immerhin sehr brauchbare Linie unbedingt ebenso verlottern, wie die Zentralbahn. Das Land im allgemeinen hat gar kein Interesse daran, die São Paulo Railway verstaatlicht zu sehen, São Paulo im besonderen muß aber alles aufbieten, um einen solchen Besitzwechsel zu verhindern. Die São Paulo Railway stellt die einzige Verbindung des Inlandes mit dem Meereshafen dar, und wenn diese Linie in die Hände des Bundes und Frontins käme, denn dann wäre der Weg von Jundiahy nach Santos so gut wie verlegt.

Handelswoche. Der Santos-Markt öffnete am Montag mit einer festen Tendenz. Die Basis blieb während der ganzen Woche 6\$800 für Typ 4 und 5\$800 für Typ 7. In Havre stieg der Kaffeepreis vom Montag zum Sonnabend um 1 Franken. — Im Laufe der Woche wurden 36.110 Sack verkauft gegen 47.567 Sack in der vorhergehenden Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe betrug 6.018 gegen 7.927 Sack. Der Tag der größten Verkäufe war der Montag mit 15.749 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Donnerstag mit 3.464 Sack. — Die Zufuhren betrugen 20.944 Sack gegen 30.017 Sack. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren war 3.490 Sack. Der Tag der größten Zufuhr war der Mittwoch mit 5.669 Sack, der der kleinsten Zufuhr der Donnerstag mit 2.137 Sack. — Seit dem 1. Juli betrugen bis Sonnabend die Zufuhren 8.064.462 Sack gegen 9.420.216 Sack in der gleichen Periode des Vorjahres. Die Vorräte betrugen am Sonnabend 1.389.056 Sack gegen 1.909.834 Sack am gleichen Datum des Jahres 1912.

Politisches. Es heißt, daß in den nächsten Tagen ein politisches Manifest von Dr. Nilo Peçanha erscheinen werde. Der fluminenser Senator und Parteichef werde in diesem Dokument sich als ein Gegner Pinheiro Machados erklären. — Die Ankündigung dieses Manifestes hat große Sensation hervorgerufen, denn von Nilo Peçanha wurde eine solche Äußerung am allerwenigsten erwartet. Wie Pinheiro Machado selbst, so ist auch sein Freund Nilo ein großer Schweiger. Er verheimlicht seine Gedanken solange es eben geht und spricht nur dort, wo es unbedingt notwendig ist oder wo er sich einen Vorteil verspricht. Erklärt sich dieser einflußreiche und ruhig überlegende Mann gegen Pinheiro Machado, dann verliert der Gauchogeneral nicht nur die Unterstützung des Staates Rio de Janeiro, sondern ihm wird auch angedeutet, daß seine Aktien von gewiegten Politikern sehr schlecht eingeschätzt werden. — Der „Correio da Manhã“ behauptet, aus der sichersten Quelle erfahren zu haben, daß die einflußreichsten Politiker des Staates Minas Geraes beschlossen hätten, Pinheiro Machado zu bekämpfen. Das wäre wieder eine fatale Äußerung. Minas galt von Anfang an als unsicher, man erwartete aber keine vorzeitige Erklärung. Nehmen die minenser Politiker schon vor der im Mai einzuberufenden Konvention Stellung, dann ist das ein Zeichen einer tiefgreifenden Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage. — Dasselbe fluminenser Blatt fügt zu seiner Meldung noch hinzu, daß Minas Geraes mit São Paulo ein Bündnis eingehen und Herrn Dr. Albuquerque Lins als Kandidaten aufstellen wolle. Bei diesem Anlaß bemerkt der „Correio da Manhã“, daß die einzig richtige Kandidatur die Ruy Barbosas wäre, denn sie wäre die beste Reaktion gegen den Militarismus. Hoffentlich wird dieser Vorschlag zur Güte nicht beachtet, denn die Regierung Ruy Barbosas kann nicht glücklich sein.

Ein Geburtstagsgeschenk. Am 12. Mai feiert der Bundespräsident seinen Geburtstag und bei diesem Anlaß soll ihm ein besonderes Geschenk überreicht werden. Die von dem bekannten Hauptmann J. de Penha geführte Opposition in Rio Grande do Norte wird an diesem Tage die Kandidatur seines zweiten Sohnes, des Leutnants Leonidas da Fonseca für die Staatswahl aufstellen. Leutnant Leonidas ist, wenn wir uns nicht irren, schon großjährig, er ist Sohn des Präsidenten und somit hat er alle Eigenschaften, die dazu gehören, einen guten Staatsgouverneur abzugeben. Daß er von den Regierungsgeschäften gar nichts versteht, das tut nichts zur Sache, denn Verständnis und Klugheit sind Werte, die heutzutage außer Kurs sind. Die Verwandt-

schaft wiegt in einer Republik mehr als die persönliche Fähigkeit, und wenn es im Mittelalter hieß, daß der Vetter des Papstes Kardinal werden könne, so darf es jetzt heißen, daß der Sohn des Präsidenten Staatsgouverneur werden kann.

„Tenente Gallinha“ ermordet. Am Mittwoch morgen durcheilte wie ein Lauffeuer die Nachricht die Stadt: „Tenente Gallinha ist ermordet“, und es gab wohl wenige Leute, die beim Hören dieser Meldung nicht unwillkürlich, sei es nun in Worten, sei es in Gedanken, „endlich!“ ausriefen. Keiner wunderte sich darüber, daß Leutnant João Antonio de Oliveira, genannt Tenente Gallinha, durch Mörderhand gefallen war — man hatte das erwartet. Der Ermordete war berüchtigt. Sein Sündenregister war unendlich, und wenn seine Tötung auch nichts anderes ist als ein gewöhnlicher Meuchelmord, so darf man es doch niemandem verdenken, daß er in diesem Verbrechen einen Akt der Strafe erblickt. Tenente Gallinha war eine lebendige Erinnerung an eine alte Zeit, die für uns und den Staat São Paulo für immer vorüber sein mußte, und wenn auch wichtige Gründe die Autoritäten bewogen haben mögen, den berüchtigten blutdürstigen Mann in ihren Diensten zu behalten, so können wir doch nicht verhehlen, daß andere noch wichtigere Gründe sie hätten veranlassen sollen, den übelbelemundeten Leutnant in den Ruhestand zu versetzen. Leutnant Gallinha war für den Staat São Paulo dasselbe, was für den Staat Rio Grande do Sul der Coronel João Francisco, mit dem Unterschiede aber, daß der letztere auf seinem Posten der Befehlshaber, der erstere aber der Sendling Höherer war. Tenente Gallinha war derjenige, der den Auftrag hatte, im Innern des Staates auf die Banditen Jagd zu machen. Er war zu diesem schweren und äußerst gefährlichen Beruf durch seinen an Tollkühnheit grenzenden Mut förmlich prädestiniert, aber leider reichte auf der anderen Seite seine Selbstbeherrschung wieder nicht so weit, ihn vor Ungerechtigkeiten und Brutalitäten zurückzuhalten, so daß er, während er die Verbrecher verfolgte, selber zum Verbrecher wurde. Er war nicht bemüht, unnötiges Blutvergießen zu verhüten und man sagt jedenfalls nicht mit Unrecht, daß seine Opfer nicht immer die gesuchten Verbrecher gewesen seien. — Seine letzte Tat war die Gefangennahme der Banditen, die hinter Baurú die Herren Sylvio Ferraz und Salles Teixeira ermordeten. — Der Leutnant, der im 42. Lebensjahre stand, ist in der Nacht zwischen Dienstag und Mittwoch in seiner Wohnung, Rua Anna Nery 14, Vorstadt Móoca, im Bette erschossen worden. Seine Frau erzählt, daß der Leutnant etwa um 2 Uhr morgens von der Stadt nach Hause gekommen sei und sich sofort zur Ruhe begeben habe. Bald darauf habe sie in einem Nebenraume Lärm gehört und sei aufgestanden, um nachzusehen. Kaum sei sie im Korridor gewesen, als sie zwei Männern begegnet sei, einem weißen und einem schwarzen, die sie mit Revolvern bedroht hätten. Sie sei geflohen, nachdem sie ihren 15jährigen Sohn geweckt habe. Was weiter geschehen, wisse sie nicht. Tatsache ist, daß die Frau in der Rua Piratininga atomlos einen Polizisten anredete und ihm erzählte, daß ihr Haus von Banditen überfallen sei. Als der Soldat und die Frau in der Wohnung der letzteren ankamen, fanden sie den Leutnant durch Schüsse getötet in seinem Bette. Er hatte die Schüsse im Schlafe erhalten und war nicht mehr wach geworden. Der Verfolger so vieler Banditen hatte sich nicht zur Wehr setzen können. — Die Frau wurde auf der Polizei festgehalten, denn in ihren Aussagen ist manches sehr unklar. Es ist auffällig, daß sie, als sie den Banditen ge-

genüberstand, nicht ihren Mann rief. Das wäre doch das allernatürlichste gewesen. Ebenso auffällig ist, daß der Leutnant, der, wie es ja sein Beruf mit sich brachte, einen außerordentlich leichten Schlaf hatte, nicht früher wach wurde als seine Frau, daß diese sogar das Bett verlassen konnte, um nach der Ursache des Lärms zu sehen, ohne daß er es merkte. — In dem Hause fehlten verschiedene Wertsachen und auch drei Revolver des Offiziers, aber trotz alledem glaubt weder die Frau noch die Polizei an einen Raubmord, sondern man neigt der Annahme eines Racheaktes zu. Tenente Gallinha hatte, wie das anders auch nicht denkbar ist, sehr viele Feinde, die ihm den Tod geschworen hatten und diesen wird er zum Opfer gefallen sein. — Die Polizei ist auf das eifrigste bemüht, die Mörder zu entdecken, sie hat aber keine Spuren, denn die Aussagen der Frau des Ermordeten sind nicht geeignet, auch nur einigermaßen annehmbare Fingerzeige zu geben.

Die von dem offiziellen Organ der Staatsregierung vertretene Ansicht ist, daß die Annahme, die Frau des Leutnants könnte an dem Morde ihres Mannes beteiligt sein, nicht von der Hand zu weisen sei. Frau Benedicta de Oliveira sei, obwohl häßlich wie die Nacht, ihrem Manne nicht treu gewesen. Er befand sich sehr häufig und sehr lange im Innern und bei solchen Gelegenheiten führte Frau Benedicta ein skandalöses Leben, so daß es sehr möglich erscheint, daß sie den Gedanken faßte, den Mann ein für alle Male aus dem Wege zu räumen. — Der Leutnant kehrte, wie gesagt, um 2 Uhr morgens von der Stadt zurück. Schon eine Stunde später rief die Frau den Soldaten in der Rua Piratininga und Tenente Gallinha war inzwischen ermordet worden. Es ist also sehr schnell gegangen und das führt zu der Vermutung, daß die Mörder ihr Opfer erwarteten. In diesem Falle hätten sie ihn aber kaum ins Haus gehen lassen, sondern ihn viel eher im dunklen Hofe überfallen. Da sie dieses nicht taten, so muß man vermuten, daß ihnen bekannt war, daß sie das Schlafzimmer gefahrlos betreten werden können. — Für die festgehaltene Frau wird heute ein Habeas Corpus-Gesuch eingereicht werden.

Selbstmord. Vor einigen Tagen berichteten wir, daß ein hiesiger Augenarzt während der Fahrt von Rio de Janeiro nach Santos an Bord des Dampfers „Italia“ den Versuch gemacht habe, seine Frau zu ermorden. Da es außer jedem Zweifel stand, daß der Mann den Mordversuch in einem Wahnsinnsanfall ausgeführt hatte, so wurde er nicht verhaftet, sondern im Hause seines hier wohnhaften Onkels gelassen, wo sein Geisteszustand näher beobachtet werden sollte. Am Donnerstag nachmittag hat der Unglückliche, es war der in weiten Kreisen bekannte Dr. Roberto Pignatari, Selbstmord verübt, indem er sich eine Kugel in den Kopf schloß. Er hat eine Erklärung hinterlassen, aus der hervorgeht, daß Herr Dr. Pignatari seinen Zustand genau kannte und wußte, daß die geistige Umnachtung ihm bevorstand. Deshalb ist er aus dem Leben geschieden.

Ausweisung. Am Donnerstag wurde hier ein gewisser Adelelmo Lamberti verhaftet, der seine eigene Frau prostituiert hat, um auf ihre Kosten leben zu können. Bevor der Kerl verhaftet wurde, war der gegen ihn eingeleitete Prozeß schon abgeschlossen und hatte der Justizminister das Ausweisungsdekret bereits unterzeichnet, so daß Lamberti mit dem nächsten Dampfer nach Italien abgehoben werden kann. Die Polizei kennt noch mehrere Subjekte von diesem Kaliber und wird sie so schnell als möglich auf den Schub bringen.

Tötlicher Unfall. Ueber den folgenschweren Automobilunfall auf dem Morro do Lopes werden

einige Einzelheiten bekannt. Das verunglückte Automobil gehörte dem Kaufmann Antonio Ferreira Pires. Es war eine große Maschine von 40 Pferdekraften. Da das Automobil für den Bedarf des Herrn Ferreira zu groß war, verkaufte er es an eine Garage im Innern des States und weil der Motor einen kleinen Defekt hatte, übergab er es zuerst dem Mechaniker Adriano Vieira zur Reperatur, denn er wollte die Maschine im besten Zustande abliefern. Der Mechaniker entdeckte schnell den Fehler, um aber ganz sicher zu sein, wollte er mit dem Auto eine besonders schwierige Tour machen und dazu schien ihm der Ausflug nach Itapeerica die beste Probe zu sein. Er wollte aber dem 18jährigen Sohn seines Auftraggebers eine kleine Freude machen und deshalb erwartete er diesen vor dem Mackenzie-College und lud ihn zum Ausflug ein. Atlantico Ferreira hatte von seinem Vater keine Erlaubnis, die Fahrt mitzumachen, aber sie machte ihm doch Vergnügen und er fuhr mit. Die Fahrt verlief bis an die Unfallstelle tadellos und Adriano Vieira zauderte nicht, den Berg in voller Fahrt zu nehmen. Das Auto erreichte den Gipfel des ziemlich steilen Morro do Lopes, aber plötzlich versagte der Motor und das Auto rutschte zurück. Adriano versuchte zu bremsen, aber auch das gelang ihm nicht und das Vehikel sauste mit großer Geschwindigkeit den Abhang herab und fiel unten in einen Graben. Atlantico war auf der Stelle tot, Adriano Vieira brach sich ein Bein und nur der dritte Mitfahrende, der Chauffeur José Roque blieb unverletzt. — Der ohne Erlaubnis des Vaters angestrebte Ausflug hat dem jungen Manne das Leben gekostet. — Adriano trifft allem Anschein nach keine Schuld. Er konnte sehr gut fahren und nur das Versagen des Motors ließ den Ausflug so tragisch enden.

Geschenk. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft hat dem brasilianischen Kreuzer „Barroso“ ein kostbares Bronze-Pokal mit silberner Widmungstafel geschenkt als Anerkennung der dem Dampfer „Santa Barbara“ im Jahre 1911 in Recife geleisteten Hilfe. Es handelte sich, wie erinnerlich, um die Löschung des auf dem Dampfer ausgebrochenen Brandes.

Fleisch. Die Großschlächter in Barretos haben den Preis des Gefrierfleisches, nachdem sie festgestellt hatten, daß das Geschäft sehr gute Resultate verspricht, doch ernäßigt und zwar um 300 Reis per Kilo. Nach dieser ganz bedeutenden Preisermäßigung, die sehr viel dazu beitragen wird, die Teuerung der Lebensmittel zu vermindern, darf das paulistaner Publikum, das die Inbetriebsetzung des neuen Schlachthauses in Barretos mit Gleichgültigkeit empfing, doch noch sich über das neue Unternehmen freuen. — Die Fleischpreise werden aber allem Scheine nach noch mehr sinken, denn der bekannte Coronel João Francisco wird sehr bald auf dem Fleischmarkt mit konkurrieren und diese Konkurrenz wird jedenfalls die Preise für die Bevölkerung günstig beeinflussen. Zuerst dachte der Coronel daran, eine Xarqueada zu errichten und nur Dörrfleisch auf den Markt zu bringen, jetzt will er das Etablissement aber auch für die Produktion von Gefrierfleisch einrichten. Die Schlächtereie, die in Caçapava errichtet wird, wird sowohl nach São Paulo wie nach Rio de Janeiro liefern. Eigentümer des Schlachthauses ist die Firma P. e Souza & Comp., deren Betriebskapital 3000 Contos beträgt. Die Firma hat schon große Herden Vieh aufgekauft und sie wird den Betrieb in einem sehr großen Maßstabe beginnen. Der erste Chef der Firma, João Francisco Pereira e Souza, besitzt in Matto Grosso riesige Weiden mit einem sehr großen Viehstand. Das amerikanische Syndikat, mit dem er zusammen arbeitet, besitzt ebenfalls große Rinderherden und

schließlich steht die Firma mit Victorino Monteiro in Verbindung, der vielleicht der größte Züchter Brasiliens ist, so daß das neue Schlachthaus in dieser Hinsicht sehr gut gesichert ist.

August Tolle †. Von Rio traf gestern die betäubende Nachricht vom Ableben unseres ehemaligen Mitbürgers, des Kaufmanns und Industriellen August Tolle hier ein. Alle, die den Verschiedenen gekannt, und das sind so ziemlich die meisten Mitglieder unserer Kolonie, werden seinen Heimgang aufrichtig beklagen, denn er bedeutet einen unersetzlichen Verlust. Tolle war ein braver Mann in des Wortes voller Bedeutung und viele, denen er Wohltaten erwiesen, werden sein Andenken segnen. Wie wenige, hat sich auch Tolle um die Gesamtheit der deutschen Kolonie in den verschiedenen Ehrenämtern, welche er bekleidete, verdient gemacht. Tolle war einer von denen, die die Rechte nicht wissen lassen, was die Linke tut, dabei war seine Wohltätigkeit diskret, vornehm. Schlicht und gut wie sein Charakter waren auch seine Werke.

August Tolle ist über 50 Jahre alt geworden. Eine schleichende, heimtückische Krankheit, Diabetes, der er jahrelang siegreich widerstand, zwang ihn vor einigen Jahren zur Uebersiedelung nach Rio. Mit schwerem Herzen mag er sich damals von seiner zweiten Heimat S. Paulo, wo er sein Familienglück begründete und wo er die meiste Zeit seines arbeitsreichen Lebens verbracht, getrennt haben. Jedenfalls bewahrte er ihr ein treues Andenken, denn er weilte häufig nach seiner Uebersiedelung besuchsweise in unserer Mitte. Nun ruht er aus von seinem mühevollen aber erfolgreichen Leben und die Lücke wird unausgefüllt bleiben.

August Tolle war in Dransfeld im Hannoverschen geboren. Im Jünglingsalter kam er nach Brasilien. Er begann seine Laufbahn in Rio Grande do Sul, siedelte aber bald nach S. Paulo über, wo er im Hause Christoffel, einer der wenigen bedeutenden deutschen Firmen des damaligen S. Paulos, ein bescheidenes Unterkommen fand. Man stellte große Ansprüche an seine Arbeitskraft, aber das war ihm gerade recht. Sehr bald erkannte man den Wert des fleißigen, bescheidenen jungen Mannes und er machte in dem Hause rasch Karriere. Er arbeitete sich bis zum ersten Buchhalter herauf und übernahm schließlich die Leitung des Geschäfts, nachdem er die Witwe seines früheren Chefs gehehlicht. Unter seiner tatkräftigen, sachverständigen und intelligenten Direktion nahm das Haus schnell einen sehr bedeutenden Aufschwung und es wurde eines der angesehensten seiner Zeit. In seinen Schwägern, den Herren Karl und Heinrich Schnapp, hatte er ebenso treue wie zuverlässige und geschickte Mitarbeiter. Im Jahre 1891 wandelte Tolle das Geschäft unter Verschmelzung mit der Spiritusraffinerie und Sodawasserfabrik Henrique Stupakoff in eine Aktiengesellschaft um, die Tolle anfänglich dirigierte. Er zog sich jedoch nach kurzer Zeit von der Leitung zurück und privatisierte. Aber lange litt es den arbeitsfreudigen Mann nicht in der Reserve. Zunächst beteiligte er sich mit größerem Kapital an der Brauerei Bavarria. Mit der von ihm gegründeten Aktiengesellschaft ging es bedenklich abwärts und die Aktionäre waren schließlich froh, als Tolle das Unternehmen übernahm. In wenigen Jahren stand es wieder groß da. Tolle fügte einen neuen Geschäftszweig nach dem anderen hinzu und als er sich, bereits leidend, schweren Herzens entschloß, sich des blühenden Etablissements zu entäußern, meldeten sich der Reflektanten gar viele. Er zog aber vor, eine Aktiengesellschaft zu organisieren.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten in der alten Heimat ließ Tolle sich in Rio nieder. Er

hätte hier der Ruhe pflegen können, aber untätig konnte er nicht sein. Sein nie rastender Unternehmungsgest, sein Erwerbstrieb mußte sich betätigen. Tolle kaufte die Fabrik alkoholfreier Getränke Bilz an, verschmolz sie später mit einer Sodawasserfabrik und gliederte eine obergärige Brauerei an. Einen Gedanken, mit dem er sich lange trug, die Errichtung einer großen untergärigen Brauerei in Bahia, konnte er nicht mehr zur Ausführung bringen.

Tolle war Vereinsmensch und als solcher hat er sich um das Deutschtum in S. Paulo große Verdienste erworben. Er war lange Jahre Kassierer der Gesellschaft Germania und des Vereins Deutsche Schule. Dem Vorstand des Deutschen Hilfsvereins gehörte er wiederholt an.

Wir erlauben uns, den Angehörigen unser aufrichtiges Beileid auszusprechen.

Todesfall. In Campo Redondo starb am 19. ds. an den Folgen eines Schlaganfalles im Alter von 53 Jahren Herr Joseph Albrecht. Den Hinterbliebenen unser Beileid.

Zoll und Kontrebande. Daß Brasilien dank seiner unvernünftigen Zölle ein Douorado der Schmuggler geworden ist, weiß schon ein jedes Kind, und es ist schon öfters die Behauptung ausgesprochen worden, daß die Zölle nicht nur dazu da seien, um die nationale Industrie zu schützen, sie sollten auch den Schmuggel zu einem lohnenden Geschäft machen, damit solche Leute, deren Unternehmungslust sich weniger der Industrie als dem Schleichhandel zuwendet ebenfalls ein sicheres Auskommen haben. Diese Behauptung ist insofern falsch, als kein Gesetzgeber die ausgesprochene Absicht gehabt hat, den Schmuggel zu einer Goldquelle zu machen, sie ist auf der anderen aber wieder richtig, indem der Schleichhandel, auch ohne die offene Absicht der Gesetzgeber, durch diese Herren zu dem Zweige der menschlichen Tätigkeit gemacht worden ist, der allen, die ihn pflegen, die wunderbarsten Früchte trägt. — Heute wollen wir nur die Seide erwähnen. Dieses Gewebe ist aus zwei Gründen mit besonders schweren Zöllen belegt worden. Erstens gilt die Seide als Luxusartikel und zweitens erscheint unsere eigene Seidenproduktion, die noch in den Kinderschuhen steckt, als der Protektion bedürftig. Den Luxus darf man besteuern und eine entwicklungsfähige Industrie darf und soll man fördern. Das fatale bei der Sache aber ist, daß durch die Zolle noch mehr gefördert wird als die Produktion und ein großer Teil der Konsumenten auf dem Umwege des Schleichhandels zu unverzolltem Luxus kommt. — Wieviel Seide in den größeren brasilianischen Städten verbraucht wird, ist schwer zu sagen, denn der Haushalt der Bürger ist ein Gebiet, über das die Statistik keine Aufschlüsse gibt, aber Tatsache ist, daß erstens sehr viel Seide verbraucht wird und daß zweitens der Konsum immer größer wird. Die Zollstatistik steht aber zu diesen bekannten Tatsachen im Widerspruch. Nehmen wir die letzten vier Jahre des vorigen Jahrzehnts, über die uns zuverlässige statische Daten vorliegen. In jenen vier Jahren wurden an Zoll für Seide folgende Summen eingenommen:

1906	3.575 Contos
1907	4.681 „
1908	3.894 „
1909	2.868 „

Der Zoll nimmt also rapid ab. In den letzten Jahren, über die unseren wunderbar arbeitenden Zöllämter noch keine Statistiken ausgearbeitet haben, soll der Zollertrag noch geringer geworden sein und schließlich wird er, obwohl der Verbrauch von Seide ständig zunimmt, nur noch einen lächerlich geringen Posten ausmachen. — In den bezogenen Jahren



betrugen die Zolleinnahmen für Seidenschmüre, Schleifen, Bänder etc. folgende Summen:

1906	196 Contos
1907	284 „
1908	226 „
1909	165 „

Mit den Seidenstoffen war dasselbe der Fall. Der für sie bezahlte Zoll brachte dem Fiskus folgende Beträge ein:

1906	1.328 Contos
1907	1.671 „
1908	1.318 „
1909	762 „

Also ist auch der Import von Seidenstoffen, die schwerer zu schmuggeln sind, als die Bänder, Schmüre, Schleifen etc. ganz bedeutend zurückgegangen und das gerade in den Jahren, als die wirtschaftliche Krisis wich, die Männer wieder viel Geld zu verdienen begannen und die Frauen mehr als jemals sich Seidenkleider anschafften! Was mag der Schleichhandel dabei verdient haben? Jedenfalls mehr als der Fiskus und die von diesem durch die horrenden Zölle protegierte nationale Seidenindustrie zusammen. — Die Seidenartikel wie Bänder, Schmüre etc. zahlen in Brasilien folgende Abgaben per Kilo:

Taxe	30\$000
Goldagio	10\$200
Hafenabgaben	6\$000

47\$000

Dazu kommen noch die Capatazias, Armazengem, Statistik etc. Die Geschichte wird, wie man sieht, eklig teuer, noch schlimmer steht es aber mit den Seidenstoffen, die wie folgt belastet sind:

Taxe	56\$000
Goldagio	18\$840
Hafenabgaben	3\$132

77\$972

Solche Zölle können allerdings unternehmungslustige Leute ermuntern, sich der Seidenproduktion zu widmen; findige Köpfe sagen sich aber, daß der Schmuggel ein minder langweiliges Geschäft sei, als die Anpflanzung der Malbeerbäume und die Zucht der Seidenraupen, und da die Menschen das finden, was sie suchen, so finden diese Herrschaften auch Mittel und Wege, die vielverlangten Seidenstoffe um die Zollämter herum ins Land zu schaffen. Der Schmuggel blüht und wer weiß, ob für die rauschende Seide, in der die Damen unserer Gesetzgeber einherschreiten, die Taxe und das Goldagio bezahlt worden sind.

Am letzten Donnerstag kamen plötzlich 2 frohe Beamte des Generaldirektoriums der Post in Santos an und begaben sich sofort nach der hiesigen Postagentur. So etwas ist gegen alle Regel. Wenn eine Revision vorgenommen wird, dann pflegt man doch das zu revidierende Amt hübsch zu benachrichtigen, damit es alles bereit halte und eventuell auch eine kleine Manifestation veranstalte. Dieses Mal kamen die Revisoren, wie gesagt, plötzlich an und das hat überall überrascht. Die Reporter begannen ihre Spürtätigkeit und bald hatten sie auch herausgefunden, daß eine vorherige Benachrichtigung sehr am Platze gewesen wäre. Wenn jetzt die Revisoren etwas entdecken, was ihnen nicht gefällt und auf die Ehrlichkeit der republikanischen Beamtenschaft ein schiefes Licht wirft, dann ist es ihre eigene Schuld. — Es heißt, der plötzliche Besuch hänge mit verschiedenen Klagen zusammen, die von der Presse der obersten Postleitung über die Agentur in Santos vorgebracht worden sind. Unter anderem wird erzählt, daß die Agentur für 11 Contos ein Motorboot angekauft habe,

das vorher längere Zeit für 3 Contos ausgeteilt gewesen sei, ohne einen Käufer zu finden. Dieses Motorboot sollte dazu dienen, von den einlaufenden Dampfern die Postsäcke abzuholen, aber es stehe eigentlich einer in São Vicente wohnhaften Privatperson zur Verfügung. Dann habe es auch befremdet, daß die Postagentur vom Largo do Rosario, im Zentrum der Stadt, nach der Rua Visconde Rio Branco verlegt wurde, nach einem Hause, das als Postgebäude absolut nicht geeignet sei. Außer diesen zwei „dicken Sachen“ seien noch verschiedene Kleinigkeiten zu erledigen, so daß man auf den Ausgang der Untersuchung, die schon am Donnerstag abend mit der Vernehmung einiger Beamten begann, gespannt sein kann.

Er mordung Tenente Gallinhas. Der an dem Polizeileutnant verübte Mord ist schneller aufgeklärt worden, als man es gedacht hätte. Frau Benedicta de Oliveira verwickelte sich immer mehr in Widersprüche, so daß die Polizei am Freitag von dem zuständigen Richter gegen sie die Erlassung des Präventivhaftbefehles verlangte. Ihr Sohn Pretextato konnte auch bei den vielen Vernehmungen nicht die ersten Aussagen aufrecht erhalten und der Verdacht wurde zur Gewißheit, daß er ein Mitwisser des Verbrechens sein müsse. Am Freitag abend um 8 Uhr wurde Pretextato von dem Polizeiposten in der Braz nach dem Posten in Cambucy gebracht, wo der Subdelegado Valle Filho ihn ins Gebet nahm, der eine große Gewandtheit besitzt, jemanden durch Kreuz- und Querfragen in die Enge zu treiben. Herr Valle Filho behandelt Pretextato sehr höflich. Er versuchte, in dem Jungen die Kindesliebe zu wecken, indem er ihn daran erinnerte, was alles sein Vater für ihn getan habe. Der Leutnant habe nur deshalb seinen gefährlichen Beruf nicht schon längst aufgegeben, weil er für ihn, seinen einzigen Sohn, sorgen wollen. Er habe ihn zum Doktoren machen wollen, damit er ein besseres Leben habe wie er selber, der er früher ein einfacher Polizeisoldat gewesen sei. — Pretextato wurde sichtlich gerührt. Valle Filho hatte die richtige Saite berührt und er begann zu erzählen. Durch geschickt gestellte Fragen lockte Valle Filho immer mehr aus Pretextato heraus und schließlich hatte er ein umfassendes Geständnis. Um 11 Uhr telephonierte der Subdelegado von Cambucy nach der Zentralpolizei, eine Polizeiautorität sollte mit einem Schreiber zu ihm kommen, damit die Aussagen Pretextatos zu Protokoll genommen werden könnten. Sofort fuhren die Herren Dr. Augusto Leite und Dr. Rudge Ramos nach Cambucy. Sie wurden zuerst von dem Subdelegado von dem Geständnis Pretextatos verständigt und ließen nun den Jungen antreten. Wie Valle Filho, so stellten die beiden höheren Polizeibeamten an Pretextato die Fragen in einem sehr höflichen Ton und ließen dabei durchblicken, daß ihnen schon alles bekannt sei. Zuerst versuchte Pretextato noch seine Mutter in Schutz zu nehmen, aber schließlich mußte er doch gestehen, daß sie ein sehr liederliches Leben geführt habe. Sein Vater habe sich um dieses Leben aber herzlich wenig gekümmert. Am Abend vor dem Morde sei der Polizeiagent Israel Coimbra bei den Oliveiras zu Tische gewesen und der Leutnant sei nach dem Abendessen weggegangen, Coimbra in seinem Hause lassend. Der Agent sei noch bis halb 8 dort geblieben, dann sei er auch gegangen. Nach dem Weggang Coimbras habe Pretextato, wie jeden Abend, die Fenster und die Türen abgesperrt. Als er der Küchentür die eiserne Stange vorgelegt habe, sei er von seiner Mutter gefragt worden, warum er denn so eifrig sei, das Haus abzusperrn, das sei doch gar nicht notwendig. Er habe sich



um diese Frage aber nicht gekümmert, denn diese Hausabspernung habe er, wie gesagt, jeden Abend vorgenommen und die Mutter habe daher keinen Grund gehabt, sich über seinen Eifer zu wundern. Um 8 Uhr sei er zu Bett gegangen. Er wisse nicht, wie lange er geschlafen habe, als er von seiner Mutter geweckt worden sei, die ihm gesagt habe, daß Israel Coimbra mit noch einem andern Manne im Hause sei, um seinen Vater zu ermorden. Er sollte sich ruhig verhalten. Gleich darauf seien im Schlafzimmer des Vaters Schüsse gefallen und er habe einen Menschen stöhnen hören. Seine Mutter sei noch immer bei ihm gewesen. Nach den Schüssen habe er schleichende Schritte gehört. Zwei Menschen hätten sich aus dem Hause entfernt. Erst als die weggegangen seien, habe seine Mutter das Fenster aufgemacht und ihn zur Flucht aufgefordert. Auf dem Wege nach der Rua Piratinga habe die Mutter ihn unterrichtet, was er vor der Polizei zu sagen habe. Sie habe mit den Worten geschlossen: „Was jetzt deinem Vater geschah, das hat er schon vielen Menschen getan.“ — Damit schloß Pretextato seine Aussagen mit der Bemerkung, daß er nur deshalb geschwiegen habe, weil er seine Mutter entlasten wollte. — Gegen den Polizeiamt Israel Coimbra hatte die Polizei schon gleich von Anfang Verdacht gefaßt. Man wußte, daß er der Geliebte Benedictas war, obwohl er dem Tenente Gallinha seine Anstellung bei der Polizei und noch viele andere gute Dienste verdankte. Coimbra wurde schon am ersten Tage vernommen, er behauptete aber, nicht zu wissen. Er sei in der Mordnacht kurz nach 11 Uhr mit Tenente Gallinha im Polytheama zusammengetroffen und habe nur gehört, daß dieser sofort nach Hause gefahren sei. Am Freitag wurde Coimbra auf den Busch geklopft, indem im „Correio Paulistano“ die Meldung erschien, daß er nach der Mordtat aus der Stadt verschwunden sei. Ueber diese Meldung geriet Coimbra so in Aufregung, daß er mit einem Knüttel bewaffnet, nach der Redaktion des „Correio“ lief und dort nach dem Reporter verlangte, der die Nachricht gebracht habe. Wenn er als des Mordes verdächtig verhaftet würde, dann würde er instande sein, sein Alibi nachzuweisen. Darauf werde er aber gleich von neuem eingesteckt werden, denn er werde dem betreffenden Reporter eine Kugel durch den Kopf jagen. Der Mann wurde aus der Redaktion herausgeschmissen, die sofort die Polizei von dem Vorgefallenen avisirte und Maßregeln zum Schutze ihrer Reporter verlangte. Als Israel Coimbra nun am Abend im Polytheama erschien, wo er Dienst hatte, wurde er verhaftet, um sich wegen der Drohungen zu verantworten, die er in der Redaktion des „Correio“ ausgestoßen. So befand er sich schon in sicherem Gewahrsam, bevor Pretextato sein Geständnis abgelegt hatte. Gegen ihn wird heute der Präventivhaftbefehl erlassen werden.

Damit ist der sensationelle Mord schon vollkommen aufgeklärt. Es berührt einen sonderbar, daß der berüchtigte Tenente Gallinha, der sovielen Menschen Böses getan hat, von einem Manne ermordet werden mußte, dem er Wohltaten erwiesen hatte. Der Offizier, der in den fünfzehn oder sechzehn Jahren seines harten Dienstes mehrere hundertmal der größten Gefahr ins Auge geschaut hat, mußte im Bette seinen letzten Seufzer aushauchen! Das sind Launen des Schicksals, die man nicht verstehen kann. Daß Tenente Gallinha keinen natürlichen Tod sterben werde, davon war wohl ein jeder überzeugt, aber man erwartete, daß er irgendwo im Sertão die Kugel finden werde, die seinem an Abenteuern und Bluttaten so reichem Leben ein Ende setzt. Diese Kugel steckte aber in seinem eigenen Browning.

— Daß die Frau des Ermordeten eine solche Geschichte, wie die von ihr erzählte, ausdachte, zeugt von einer sehr geringen Intelligenz. An den Ueberfall konnte kein Mensch glauben und am wenigsten die Polizei, die Gallinha sehr gut kannte und ganz genau wußte, daß er, durch seinen leichten Schlaf geschützt, nicht überfallen werden konnte. Wie bei den meisten Menschen, die beständig von Gefahren umgeben sind, waren bei Tenente Gallinha alle Sinne sehr fein entwickelt. Ein Schreiber, der den Leutnant auf einer seiner letzten Verfolgungstouren begleitet hatte, erzählte nach dem Morde von einer Probe seiner Wachsamkeit, die er mit ihm vorgenommen. Der Leutnant hatte, von einem langen Rit ermüdet, sich zur Ruhe begeben, während der Schreiber noch an seinen Papieren ordnete. Da fiel es dem Schreiber ein, festzustellen, ob Gallinha denn wirklich einen so leichten Schlaf habe, wie man es von ihm erzählte. Er rollte ein winziges Stückchen Papier zusammen, nicht größer als einen Pfefferkorn, und warf es ihm an die Wange. Sofort war der Leutnant wach und hatte auch schon den Browning unter dem Kissen hervorgerissen. Einem andern Menschen, der sich auch rühmt, einen leichten Schlaf zu haben, hätte man einige Dutzend solcher Papierstückchen hintereinander an den Kopf werfen können und er hätte sich in seinem Schlummer nicht stören lassen. Und dieser Mann sollte es überhören, daß die Küchentür erbrochen wurde, daß seine Frau das Bett verließ und daß sie im Korridor von den Banditen angedredet wurde, sie solle sich ruhig verhalten! Wenn die Sache sich so abgespielt hätte, dann hätte es im Schlafzimmer Gallinhas zwei Leichen gegeben, denn die Banditen wären dem schießgeübten Manne nicht zugekommen.

Kolonistenstreik. Der Kolonistenstreik in Ribeirão Preto hat die Fazendeiros in eine nicht geringe und durchaus verständliche Aufregung versetzt. Die Landwirtschaft leidet schon sowieso an Arbeitermangel, und wenn nun die Ausstandsbewegung sich über die ganze Kaffeezone ausdehnt, wie das ja im Bereiche der Möglichkeit liegt, dann ist die diesjährige Ernte ernstlich gefährdet. Vor einigen Monaten — es war damals als das Fremdenausweisungsgesetz zur Diskussion stand — wurde davon gesprochen, daß der Plan bestehe, am Anfang der Ernte einen großen Kolonistenstreik zu provozieren und die Ereignisse auf den Fazendas des Herrn Francisco Schmidt scheinen dieses Gerücht zu bestätigen. — Jetzt entstehen die Fragen: wer steckt hinter dieser Ausstandsbewegung und wie ist der anormalen Lage, die durch den Streik geschaffen wird, ein schnelles und sicheres Ende zu bereiten? Man wird wohl sagen, daß die Kolonisten selbst es seien, die durch das überall übliche Mittel des Streiks sich ein besseres Los erzwingen wollen, aber dieses ist nicht so ohne weiteres anzunehmen. Der Streik kann auch durch die Agitation hervorgerufen worden sein. — Ueber die gegen den Streik anzuwendenden Mittel werden die Ansichten weit auseinander gehen. Mancher wird den Rat geben, die streikenden Kolonisten zu entlassen und ein anderer wird wieder den Standpunkt vertreten, daß die Fazendeiros ihren Arbeitern Entgegenkommen beweisen müssen. Die Entlassung der Kolonisten dürfte sich schon aus dem einfachen Grunde nicht empfehlen, weil, wie gesagt, die Landwirtschaft schon sowieso über zu wenig Arme verfügt und die Arbeiter demnach in den Stand gesetzt sind, ihre Arbeit höher einzuschätzen. Mit dem Entgegenkommen ist es wieder so eine besondere Sache. Wenn die Kolonisten selbst aus eigenem Ermessen einen höheren Lohn verlangen, dann ist eine Verständigung möglich, anders ist es aber, wenn der Ausstand durch die Agitation her-

vorgerufen ist. In diesem Falle werden die Kolonisten nicht zufrieden zu stellen sein, weil die Agitatoren, deren Geschäft darin besteht, Unfrieden zu stiften, jede Verständigung verhindern werden. — Das einzige, was da noch übrig bleibt, ist die Intervention der Staatsregierung. Das Patronato Agricola muß sich der Sache so schnell als möglich annehmen und sie so führen, daß wieder ein Beispiel geliefert werde, wie ernst es dem Staate São Paulo ist, die Kolonisten zu schützen. Einseitig darf die Regierung in dieser Frage nicht sein. Nimmt sie Partei für die Kolonisten, dann kann es passieren, daß die Fazendeiros und somit der ganze Stand der Landwirte und mithin der Staat geschädigt wird, unterstützt sie dagegen die Fazendeiros auf dieselbe Weise wie sie seinerzeit die santenser Hafengesellschaft unterstützte, dann liefert sie den Cabrinis und Genossen Wasser auf ihre Mühle und dem Staate kann wieder daraus Schaden erwachsen. — Die Sache ist also äußerst delikats und eine Ueberstürzung kann leicht ein großes Unheil anrichten.

Einwanderung. Bis Sonnabend, den 26., sind 36 164 Einwanderer in Santos angekommen. Heute werden weitere 1061 Einwanderer erwartet.

Gründung eines „Interessenverbandes deutscher Auswanderer.“ In Berlin ist ein Verband in der Bildung begriffen, der sich unter der Bezeichnung „Interessenverband deutscher Auswanderer“ zur Aufgabe stellt, den von Jahr zu Jahr dringlicher werdenden praktischen Interessen der deutschen Auswanderer auf allen Gebieten des täglichen Leben eine fördernde Stätte zu bereiten. Er will eine zuverlässige Zufluchtsstätte in allen Angelegenheiten sein und sucht die für die deutschen Auswanderer bedeutungsvollen Bestrebungen durch folgende Einrichtungen zu erreichen. Durch die Korrespondenz-Abteilung sucht der Verband sämtliches zur Lösung der entstandenen Auswandererprobleme erreichbare Material zu beschaffen; durch Rat, Auskunft und Vermittlungstätigkeit das Deutschtum und seine praktischen Lebensinteressen zu schützen und zu fördern, sowie persönliche Angelegenheiten der Verbandsmitglieder im In- und Auslande zu erledigen, ferner den Import- und Exportinteressen deutscher Auslandsindustrieller zu dienen etc. etc. Durch die Juristische Abteilung finden alle Fragen rechtlicher Art in Erbschaftsangelegenheiten, Auseinandersetzungen, Grundbuchverfügungen, Hinterlegungssachen, Vertretungen, Einwandererbestimmungen etc etc ihre Erledigung. Durch die Statistische Abteilung hofft der Verband auf Grund statistischer und wirtschaftswissenschaftlicher Untersuchungen, speziell auf den Gebieten des deutschen Handels und der deutschen Industrien im Auslande, die verwickelten, neuerdings aufgetretenen Störungen und ihre Ursachen festzustellen und zu ergründen. Durch die Bank-Abteilung werden alle im Zusammenhange mit den Bestrebungen des Verbandes auftretenden Geschäfte besorgt, wie Annahme von Spargeldern und Depositen gegen Verzinsung, Auszahlung von Unterstützungen, ferner Ankauf von Wertpapieren, Verwaltung derselben unter feuer und diebessicherem Verschuß, Regulierung von Erbschaften, Sammlung in gemeinsamen Notfällen, Bildung eines Hilfsfonds etc. . . . Vorstand und Ausschuß werden solidarisch für alle der Abteilung übergebenen Werte und erteilten Aufträge haften. Der jährliche Mindestbeitrag soll für Einzelpersonen 10 Mark, für Körperschaften, Handelsfirmen und Gesellschaften 20 Mark betragen. Der Verband wird bereits in allernächster Zeit nach endgültiger Konstituierung des Vorstandes und Ausschusses seine Tätigkeit aufnehmen. Interessenten erhalten von der Geschäftsstelle des

Verbandes: Berlin N, 113, Driesenerstraße 8. jede gewünschte Auskunft.

Kaffeeernte. Die offizielle Abschätzung der ausstehenden Kaffeeernte ist wohl noch nicht beendet, aber die bisherigen Resultate rechtfertigen die Annahme, daß diese Ernte zwischen 9.500.000 und 10.000.000 Sack schwanken wird.

Detektiv. Nach langer Abwesenheit in England und Nordamerika, wo er der Geheimpolizei angehörte, ist Herr Max Peck nach Brasilien zurückgekehrt. Er ist, wie kompetente Stimmen versichern, ein äußerst tüchtiger Detektiv geworden, dessen Verkleidungskunst sogar von den besten Vertretern dieses schwierigen Berufes anerkannt wird. Jedenfalls wird er hier bei der Polizei Dienst nehmen.

Automobilzusammenstoß. Am Sonnabend abend stießen in der Avenida Brigadeiro Luiz Antonio zwei Autos zusammen. Das eine, Privatauto des Industriellen Francisco Matarazzo, fuhr in der Richtung der Avenida Paulista, das andere, Mietsauto der Garage Benz, kehrte nach der Stadt zurück. Die Schuld an dem Zusammenstoß, bei dem beide Maschinen beschädigt wurden, liegt wie es heißt, auf Seiten des Chauffeurs Matarazzos, der erstens zu schnell fuhr und zweitens nicht zu manövrieren verstand. Dieser Chauffeur, ein gewisser Passado Ferrucio, wurde leicht verwundet.

Telegraphentaxe. Die Wege der hohen Regierung sind manchmal recht sonderbar, so daß man öfters gar nicht wissen kann, wo sie hin will. Vor Kurzem wurden die Taxen für die von Santos nach dem In- und Auslande expedierten Depeschen bedeutend erhöht. Die Taxen für die Depeschen nach dem Innern wurden sogar verdoppelt. Warum tat die Regierung das? Sie wollte den Ertrag des Telegraphs erhöhen. Die Herrschaften rechneten aus, daß der Telegraph zu wenig einbringe und fanden, daß es sehr wünschenswert wäre, wenn der Ertrag doppelt so groß würde. Dieses glaubten sie durch die Verdoppelung der Taxen erreichen zu können und sie dekretierten vom grünen Tisch aus, was das telegraphierte Wort von nun ab kosten sollte. Dabei hatten sie aber die Rechnung ohne den Wirt resp. die São Paulo Railway und ohne das Unterseekabel gemacht. Der Handel hörte die Verfügung mit einer befreundenden Gelassenheit an, als ob diese sie gar nichts angehe, und von dem Tage an, an dem die Verfügung in Kraft trat, gingen die Depeschen nach dem Innern über den Draht der englischen Eisenbahngesellschaft und die nach dem Auslande über das Unterseekabel; die Einnahmen der santenser Telegraphenagentur wurden nicht nur nicht größer, sondern sie wurden sogar so verschwindend gering, daß man jetzt mit dem besten Grunde die Frage in Erwägung ziehen kann, ob es nicht besser wäre, die Telegraphenstation ganz zu schließen und das Feld der englischen Gesellschaft und dem Unterseekabel zu überlassen. — Daß es so kommen werde, das hatte ein jeder vorausgesehen, nur die nicht, die die Verfügung trafen. Das nennt man Weisheit.

Pensionsratte. In einer Familienpension in der Rua Maria Antonia wohnen einige junge Studenten. Als verträgliche Leute leben sie in einer gewissen Gütergemeinschaft und verschließen vor einander nichts. Deshalb fällt es auch keinem auf, wenn einer von ihnen das Zimmer eines anderen in seiner Abwesenheit betritt. Dieses kameradschaftliche Verhältnis hat nun ein Kollege dazu benutzt, dem anderen allerhand Kleinigkeiten zu entwinden. Dem einen ist eine Uhr abhanden gekommen, dem anderen eine Busennadel, dem dritten alte Goldmünzen usw. Das ist eine Zeit lang so gegangen, bis die Geschädigten sich bei der Pensionsmutter beklagt haben.

Diese paßte seitdem besser auf, aber es gelang ihr nicht, die Ratte zu erwischen. Vor einigen Tagen hat nun einer der Studenten seinem Kameraden Francisco Pereira, einem Sohne des bekannten Coronels João Francisco, im Vertrauen mitgeteilt, daß er die Wirtin um die Pension prellen und nach Santos durchbrennen werde. Dieses hat der junge Pereira für einen Beweis gehalten, daß der andere der Dieb sei und sowohl die Pensionswirtin wie die Polizei verständigt und man hat den Flüchtling auf der Station abfassen wollen, dieser ist aber anstatt nach Santos, nach Curityba abgereist. — Der Fall ist an und für sich bedeutungslos, aber sonderbar wird es einem zu Mute, wenn man sich fragt, was aus dem Jüngling werden muß, der schon als Student das Vertrauen seiner Kollegen mißbraucht, um sie zu begaunern.

Zur sozialen Frage. Der Benediktiner-Pater Rev. D. Amaro van Emelen hat seine interessante Artikelserie über die soziale Frage geschlossen. In dem Schlußartikel faßt er alle seine Ausführungen nochmals zusammen, die in der Behauptung gipfeln, daß nur die Lehre der katholischen Kirche die soziale Frage lösen könne und zwar dadurch, daß sie auf den Himmel hinweist als auf den Ort, wo alle Mühe belohnt und alles Drangsal vergütet werden soll. Aus der Lektüre der Artikel haben wir den Eindruck gewonnen, daß im Gegensatz zu der Behauptung des hochwürdigen Herrn Pater van Emelen, die Lösung der sozialen Frage nicht leicht, sondern einfach unmöglich ist. Der Himmel hat nur für den einen Wert, der an ihn glaubt, diesen Glauben haben aber die Massen, der wichtigste Faktor bei der Lösung der sozialen Frage verloren, und weder Jahrhunderte noch Jahrtausende werden ihn zurückbringen: der Glaube ist hin und nimmer kehrt er wieder. Der Himmel und die Hölle scheiden somit aus der Berechnung aus. Sie waren Gegenstände des verlorenen Glaubens; die Gläubigen hofften auf den einen und fürchteten die andere und schritten durch das „Jammertal“ mit gen Himmel gerichteten Augen; das gegenwärtige Geschlecht will aber den Himmel hier haben: aus den Aspiranten des Jenseits sind, wie der Philosoph Ludwig Feuerbach sich ausdrückt, Studenten des Diesseits geworden und diese verlangen an Stelle der ewigen Gerechtigkeit, die zeitliche Gleichheit. Mit diesem Verlangen und nur mit diesem kann man heutzutage rechnen; der Glaube scheidet aus, weil er ja nur den befriedigen kann, der ihn hat, also eine Minorität. — Die soziale Frage muß ohne die ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits gelöst werden oder aber sie bleibt ungelöst und das heißt soviel, daß die Gefahr einer Weltkatastrophe bestehen bleibt und der Tag einer allgemeinen Abrechnung immer näher rückt. — Wer den Glauben an ein künftiges Leben und an eine gerechte Vergeltung hat, dem soll er nicht genommen werden, aber man darf auch die Leute nicht vergessen, die auch beim besten Willen nicht glauben können. Man kann ihnen den Glauben nicht eintrichtern und das heißt soviel, daß für sie der Himmel keinen Trost bedeutet. Was sie hier erdulden, das wollen sie hier auch vergütet sehen. Geschieht dieses nicht, dann reißt ihnen die Geduld und eines schönen Tages werden sie Rebellen. — In dem Schlußsatz empfiehlt der Verfasser der Artikelserie, über die soziale Frage das Zusammengehen des Staates mit der Kirche. Der Staat soll sich von der christlichen Moral leiten lassen; seine Gesetze sollen von der christlichen Liebe inspiriert sein. Das ist alles sehr schön und gut, aber unwillkürlich entsteht für uns die Frage, ob denn dieses überhaupt noch möglich sei, wo doch der Staat ebenso wie die Massen,

sich dem Christentum entfremdet hat, und eine zweite Frage ist: warum hat die frühere Ordnung, als die Kirche mit dem Staat Hand in Hand gingen, das Aufkommen der sozialen Frage durch weise Vorbeugungsmaßregeln nicht verhindert. Der Glaube schwand schon damals, als Kirche und Staat noch zusammengingen und der Unglaube führte die Trennung der beiden Gewalten herbei. Wie soll nun jetzt, wo der Glaube bei der übergroßen Mehrheit zu einem leeren Worte geworden ist, eine Wiedervereinigung dieser Gewalten vonstatten gehen? Wir wissen es nicht, und unwiderstehlich drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die Lösung der sozialen Frage durch den christlichen Trost für die Welt nicht mehr in Frage kommt, weil sie eben nicht mehr christlich ist. Diese Welt verlangt nicht mehr Trost, sondern Gerechtigkeit, und da das Leben nach ihrer Ueberzeugung mit dem Grabe abschließt, so will sie die Gerechtigkeit diesseits der schwarzen Gruft erfahren. Deshalb ist die Soziologie, die sich mit der Lösung der sozialen Frage befaßt, eine Wissenschaft von diesseits und sie bleibt von der Theologie, die mit dem Jenseits rechnet, getrennt. Die Soziologie und nicht die Theologie muß das irdische Heil der Menschheit begründen, sie muß den Weg finden, der zu einem Glück diesseits des Grabes führt. Daß dieses möglich ist, daran zweifeln wir schon aus dem Grunde nicht, weil die Welt groß genug ist, um allen Platz zu bieten, und die Erde hinreichend fruchtbar, um alle zu ernähren. Die Aufgabe der Soziologie ist demnach nur die, den Ausgleich zu finden, nach dem jeder, der da lebt und atmet, zu seinem Rechte komme.

Messerheld. Die spanische Sängerin Mathilde Garrido, die in dem „Casino“ auftritt, unterhielt seit etwa zwei Monaten Beziehungen zu dem Kellner der „Maison Dorée“ namens Armando. Wie die meisten verliebten Leute war Armando sehr eifersüchtig und Mathilde führte auch ein Leben, das fortwährend Grund zur Eifersucht gab. Armando machte die furchtbarsten Szenen, und da er als Kellner nicht gerade gut bei Kasse war, Mathilde aber der praktischen Seite der Liebe den Vorzug gab, so kam es zwischen beiden zum Bruch. Mathilde sagte ihrem Liebhaber, daß sie ihn nicht mehr sehen wolle und darüber geriet Armando ganz aus dem Häuschen. Am Sonntag abend um elf Uhr begab er sich nach der Pension Lola in der Rua São João, wo die Sängerin wohnte, und verlangte sie zu sprechen. Die Wirtin sagte ihm aber, daß sie lieber sehen würde, wenn er sie und ihr ehrbares Haus mit seinem Besuche verschonen würde. In diesem Augenblick tauchte plötzlich Mathilde auf und Armando ging mit einem Rasiermesser auf sie los. Die Wirtin warf sich dazwischen und erhielt dafür zwei tiefe Messerstiche in der linken Wange. Als Armando Blut fließen sah, verlor er den Mut und suchte das Weite, während die Pensionswirtin nach der Polizei gebracht wurde, wo man ihr die erste Hilfe leistete. Die Verletzung gilt als schwer, denn sie entstellt das Gesicht. — Mathilde kam mit dem bloßen Schreck davon.

Ein unglaublicher Fall ist dem Justizsekretär zur Kenntnis gebracht worden. Am Montag, den 28., erschienen verschiedene Bewohner des Belemsinho-Bezirktes bei Herrn Dr. Sampaio Vidal und beklagten sich darüber, daß der Standesbeamte genannten Distrikts seit zwei Tagen verschwunden sei. Nun seien in diesen Tagen in Belemsinho mehrere Personen gestorben und diese könnten nicht beerdigt werden, weil der Kirchhofverwalter die Beerdigung nur gegen die Vorweisung des Eintragungsscheines gestatten wolle. Die Sache wurde sofort untersucht und es stellte sich heraus, daß in Belemsinho nicht

weniger als dreißig Leichen aus dem angeführten Grunde nicht beerdigt werden konnten. Weiter stellte man fest, daß der Standesbeamte, Alfredo Salles Oliveira, einen Ausflug unternommen und deshalb die Leitung des Amtes seinem rechtmäßigen Stellvertreter anvertraut habe. Dieser muß nun ein leichtsinniger Jüngling sein, denn er ist in der Abwesenheit seines Chefs überhaupt nicht nach dem Standesamt gekommen. Die Beerdigung der dreißig Leichen wurde sofort angeordnet und der leichtsinnige Schreiber soll die gesetzliche Strafe erhalten.

„Principessa Mafalda“. Der Lloyd Italiano hat beschlossen, den Luxusdampfer „Principessa Mafalda“, der bisher von Buenos Aires kommend nur Rio de Janeiro anlief, auch in Santos anlegen zu lassen. Der Dampfer „Principessa Mafalda“ ist nach „Kaiser Franz Josef“ der Austro Americana einer der größten, die nach Südamerika verkehren, und nachdem die größten Dampfer der deutschen Gesellschaften den santenser Hafen meiden, wird er überhaupt das größte und bestausgestattete Schiff sein, das unseren Hafen aufsucht. Man sagt, daß der santenser Hafen für die großen Dampfer nicht tief genug sei, der Lloyd Italiano scheint aber doch anderer Ansicht zu sein.

Brasilien-Italien. Die italienischen Emigrationspolitiker erinnern in mancher Hinsicht an unsere Vaterlandsretter von der Geistesart des Herrn Gama Rosa. Wie diese ohne jeden Grund immer und ewig auf die deutsche Gefahr zurückkommen und dort, wo die Begriffe fehlen, sich mit vielen Worten behelfen, so sind die italienischen Patrioten nicht gesund, wenn sie Brasilien nicht angreifen können, und haben sie keinen Grund dazu, so wird einer erfunden. Die Polemik hört überhaupt nicht auf und die Zahl der Brasilien angreifenden Blätter ist, wie man aus den telegraphischen Meldungen ersieht, bedeutend größer, als die Zahl derjenigen Organe, die gelegentlich unser Land in Schutz nehmen. Zu diesen letzteren gehört auch der „Corriere d'Italia“ der neulich dem brasilianischen Gesandten am Vatikan, Herr Bruno Chaves, zu einer Richtigstellung seine Spalten zur Verfügung stellte. Diese selbstverständliche, von guter journalistischer Seite vorgeschriebene Höflichkeit ist dem „Corriere“ von den brasilienfeindlichen Hetzblättern sehr verübelt worden und wird ihm ziemlich unverhohlen nachgesagt, daß es von der brasilianischen Regierung gekauft worden sei. Dieses Blatt hat neulich wieder ein Interview mit Dr. Bruno Chaves gebracht und in dem daran geknüpften Kommentar den lebenswürdigen Kollegen der Vorwurf ausgesprochen, daß sie zu bequem seien, einer Sache auf den Grund zu gehen. Sie schwärmten alle für Argentinien und warnten vor Brasilien, ohne diese ihre Haltung begründen zu können, denn sie wüßten von Argentinien ebensowenig wie von Brasilien.

Die Bequemlichkeit mag auch zum Teile mit daran schuld sein, daß die italienischen Blätter Brasilien jeden Tag von neuem angreifen, denn es ist leichter, die Spalten mit erdichteten Schauermärchen als mit den Tatsachen entsprechenden Berichten zu füllen, aber für alle Blätter trifft dieses nicht zu. Viele von ihnen erdichten die Räubergeschichten nicht in der Ueberzeugung, daß so etwas in Brasilien passieren könne, sondern sie schwindeln absichtlich, wie ja viele unserer landessprachlichen Kollegen, nicht aus Unwissenheit, sondern aus böser Absicht von der deutschen Gefahr faseln. — Das Herausstreichen Argentinien, das bei denselben Blättern üblich ist, die Brasilien anklagen, verrät, daß eine Absicht dahinter steckt, und wenn man weiß, daß Argentinien für Propaganda einen ganz notten Posten auswirft, so ist es nicht schwer, auf

den wahren Grund der diesem Lande bewiesenen Freundschaft zu kommen.

Der Rufer im Streite gegen Brasilien, Abgeordneter Cabrini, hat neuerdings die Behauptung aufgestellt, daß Brasilien in Europa bezahlte Agenten habe, die die Auswanderungslustigen mit allen Kniffen bearbeiten, damit sie ihren Wanderstab nach unseren Gestaden setzen. Das stimmt nicht. Brasilien hat keine Agenten, die direkt Auswanderer anwerben, sondern es hat nur Informationsbureaus, welchen die Aufgabe obliegt, über Brasilien richtige Auskünfte zu verbreiten. Das ist etwas anderes als „Verlockung durch Versprechungen“, die Cabrini sich auszudrücken beliebt. Cabrini weiß das ganz genau, er spricht aber doch von einer Verlockung und das tut er jedenfalls nicht aus „Bequemlichkeit“, weil er sich über Brasilien nicht informieren will, sondern aus bösem Willen.

Reissaat. Das Ackerbausekretariat hat von dem staatlichen Kommissar in Wien verschiedene Sorten Reissaatgut erhalten. Diese Samen sollen an Kolonisten verteilt werden.

Bundeshauptstadt.

Schweizerisches Unternehmen. Den Bemühungen des Herrn J. Müller, Chefs der bekannten schweizerischen Firma Müller & Co. in der Rua 1 de Março 100 in Rio de Janeiro, ist es gelungen, eine „Schweizerische Handels- und Industrie-Gesellschaft für Brasilien“ ins Leben zu rufen. Sitz des neuen Unternehmens, das in Form einer Aktiengesellschaft begründet wurde, ist Zürich. Zu den Gründern gehören die Schweizerische Lokomotiv- u. Maschinenfabrik Gebr. Sulzer A. G. in Winterthur, die Maschinenfabrik Rüti A. G. in Rüti, die A. G. vorm. J. J. Rieter & Co. in Winterthur, Aubert Grenier & Co. in Cossonay und verschiedene andere schweizerische Großindustrielle, sowie ein Konzern schweizerischer Banken unter Führung der Schweizerischen Bankgesellschaft in Winterthur und Zürich. Zweck der Gesellschaft ist, in Südamerika, vornehmlich in Brasilien, Handels- und Finanzgeschäfte zu betreiben. Sie beschäftigt sich vorwiegend mit dem Absatz von industriellen Produkten; Betrieb von Handelsgeschäften für eigene Rechnung oder als Vertreter Dritter und Beteiligung an solchen; Uebernahme der Vertretung industrieller, insbesondere schweizerischer Etablissements; Entgegennahme von Geldern und Wertpapieren; Ausgabe von Obligationenanleihen; Gewährung von Darlehen und Krediten; Uebernahme von Delcredere; An- und Verkauf von Wertpapieren für eigene und fremde Rechnung; Uebernahme und Verkauf von Aktien und Obligationen kaufmännischer, industrieller und finanzieller Unternehmungen, insoweit dadurch die Tätigkeit des Unternehmens als Importgesellschaft gefördert wird; Uebernahme von Immobilien und Terrains, soweit solche zur Deckung von Forderungen oder zum Geschäftsbetriebe dienen. Das Grundkapital der Gesellschaft beträgt 5 Millionen Franken, eingeteilt in Aktien zu 1000 Franken. Vorläufig sind 2 Millionen Franken ausgegeben. Die Ausgabe der restlichen 3 Millionen Franken kann auf Beschluß des Verwaltungsrates in einem oder in mehreren Malen erfolgen. Als Delegierter des Verwaltungsrates in Brasilien wird Herr J. Müller fungieren. Wie wir hören, beabsichtigt die Schweizerische Handels- und Industriegesellschaft für Brasilien (Sociedade de Commercial e Industrial Suissa no Brasil) die Maschinenabteilung der Firma Müller & Co. zu übernehmen.

Von der Zentralbahn. Man hat in Rio de Janeiro einen kleinen Skandal aufgedeckt. Ein Redaktionsmitglied der „Noite“ wurde davon informiert, daß der Dienstmann Nr. 25 für billiges Geld Fahrkarte besorgen könne und wollte der Sache auf den Grund kommen, was ihm auch gelang. Der Dienstmann besorgte ihm und noch einem Kameraden eine von dem Direktor Dr. Dunham ausgestellte Fahrkarte und außerdem noch eine Empfehlung an den Dienstmann Nr. 9 in São Paulo, der wie sein Kollege in Rio wieder hier Freipassagen verschafft. Es wäre interessant zu erfahren, auf welche Weise die beiden Dienstmänner die von dem Direktor Ingenieur Dr. Dunham gezeichnete Karten erhalten. Es ist möglich, daß dieser Herr mehrere Fahrkarte en bloc unterzeichnet und daß die Dienstmänner eine Person im Bureau haben, die ihnen die Karten ausfüllen. Das ist ein netter Nebenverdienst und man braucht wohl kein Prophet zu sein, um sagen zu können, daß der Handel mit Freipassagen ein ausgezeichnetes Geschäft sein muß.

Untergrundbahn in Rio. Unter dem Vorsitz des Zentralbahndirektors fand vorgestern im Ingenieurklub eine Sitzung statt, in der das Projekt des Dr. Betim Paes Leme über den Bau einer Untergrundbahn erörtert wurde. Die Stadtverwaltung hatte den Klub um sein Gutachten über die Angelegenheit ersucht. Dr. Floresta de Miranda sprach sich gegen das Projekt aus, jedoch nicht aus technischen, sondern aus juristischen Gründen. Dr. Rodvalho billigte das Projekt, forderte aber, die Stadtverwaltung müsse den Fahrpreis auf 200 Reis für die erste und 100 Reis für die zweite Klasse festlegen. Dr. Ennes de Souza sprach sich ebenfalls für den Bau aus. Dagegen erwies sich Dr. Miranda Ribeiro wieder als Gegner. Er bezeichnete das Projekt als inopportun und wollte an der Hand von Beobachtungen und Statistiken erweisen, daß die Verkehrskrise ihren Grund nicht im Mangel von Transportmitteln habe. Auch er hatte juristische Bedenken, da das Projekt seiner Ansicht nach gegen die Konzessionen der Straßenbahn-Unternehmungen verstoße. Die Erörterung soll demnächst fortgesetzt werden. Es scheint nach dem kurzen, uns zugänglich gewordenen Bericht nicht, als ob der Ingenieurklub sich übermäßig viel mit der technischen Seite der Angelegenheit befasse, was die Stadtverwaltung doch eigentlich erwartete.

Die Zolldefraudanten von Odessa. Auf dem Dampfer „Hollandia“ des Holländischen Lloyd hat die Polizei einen guten Fang getan. Sie war aus Europa benachrichtigt worden, daß sich die russischen Untertanen Iwan Fioloff und Joseph Hakdeischman, ehemals Zollbeamte in Odessa und von dort nach Unterschlagung von 300.000 Rubeln flüchtig, an Bord der „Hollandia“ befänden. Sobald der Dampfer die Sanitätsvisite empfangen hatte, begab sich der Subinspektor Borotini von der Hafenspolizei an Bord. Er teilte dem Kapitän mit, daß er auf Ersuchen des hiesigen russischen Konsulats die beiden Flüchtlinge verhaften solle, und wies ein diesbezügliches Amtsschreiben des Konsulats vor, das der Polizei durch Vermittlung des Justizministers zugegangen war. Der Kapitän erklärte jedoch, daß er die Verhaftung nicht zugeben könne, da die Gesuchten nicht nach Brasilien, sondern nach Argentinien zu reisen beabsichtigten und bis dahin unter dem Schutz der holländischen Flagge ständen. Nur mit Genehmigung des holländischen Konsulats vermöge er das Eingreifen der Polizei an Bord zu gestatten. Erst als ein schriftliches Ersuchen des Konsuls Palm um Verhaftung der beiden vorlag, durfte der Subinspektor seines Amtes walten. Die Flüchtlinge, die als einziges Gepäck einen kleinen Handkoffer bei sich

führten, wurden nach dem Bureau der Hafenspolizei und von dort nach der Polizeizentrale gebracht. Dort werden sie unzugänglich gefangen gehalten, da die Polizei vermeiden will, daß ein geschäftstüchtiger Rechtsanwalt sich mit ihnen in Verbindung setzt und Habeas Corpus für sie beantragt. Die Polizei hat bekanntlich schon manchen laufen lassen müssen, der Habeas Corpus bewilligt erhielt, ehe alle die Umständlichkeiten des Auslieferungsverfahrens erledigt waren.

Schwere Indisziplin. In der Kaserne der Polizeibrigade in der Vorstadt Saude ereignete sich am Freitag nachmittag ein kaum glaublicher Fall der Indisziplin. Der Unteroffizier José da Silva Guedes mußte vor einem militärischen Untersuchungsgericht gegen den Leutnant Gomes da Silva und den Unteroffizier Adhemar Barata aussagen, die beide zugegen waren. Als der Zeuge gegen ihn aussagte, sprang Adhemar auf, zog eine Pistole und gab auf Guedes einen Schuß ab, der glücklicherweise nicht traf. Einen zweiten Schuß konnte er nicht mehr abfeuern, denn der mitangeklagte Leutnant, der sich in seiner Nähe befand, hielt ihn fest. Zwischen dem Leutnant und dem rebellischen Unteroffizier entspann sich ein furchtbarer Kampf, der aber durch die Entwaffnung des sonderbaren Ordnungswächters endete. Wie konnte es aber nur möglich sein, daß der Unteroffizier, als er der Untersuchungskommission vorgeführt wurde, eine Pistole bei sich trug?

Die Freipässe der Zentralbahn. Die „Noite“, die sich schon manches Verdienst erworben hat, indem sie Mißstände freimütig und unerschrocken aufdeckte, hat sich nun auch mit den Freipässen der Zentralbahn beschäftigt. Am 17. ds. wollte einer ihrer Mitarbeiter mit dem Nachtzug nach São Paulo reisen. Als er im Begriff war, sich eine Fahrkarte zu kaufen, redete ihn jemand an: „Aber wozu wollen Sie denn soviel Geld bezahlen? Sprechen Sie doch mit dem Gepäckträger Nr. 25, der verschafft Ihnen einen Paß um den halben Preis.“ Dieser Wink interessierte den Journalisten so, daß er seine Reise zu verschieben beschloß, um der Sache auf den Grund zu gehen. Er suchte also am nächsten Tage den Gepäckträger Nr. 25 auf, der sich sofort bereit erklärte, ihm eine Passage für sovielen Personen zu verschaffen, als er wünsche. Der Journalist bat um einen Paß für zwei Personen für Sonnabend, den 19. d. M., und zwar Hin- und Rückfahrt. Er erhielt jedoch die Antwort, daß er nur einen Paß für die Hinfahrt bekommen könne. Wegen der Rückfahrt müsse er sich an den Gepäckträger Nr. 9 am Nordbahnhof in São Paulo wenden, für den er einen Zettel mit einer Empfehlung erhielt. Wirklich befand sich am 19. um 4 Uhr nachmittags ein Paß in Händen des Journalisten. Er trug die Nummer 1505, Freipassage 1. Klasse, lautete auf den Namen Antonio Peixoto de Castro und war von dem Abteilungsdirektor Dunham unterzeichnet. Der Preis, der an den Gepäckträger zu zahlen war, betrug 30 Milreis, während ein reguläres Billet für 2 Personen 59\$200 gekostet hätte. Die „Noite“ ließ das interessante Dokument photographieren, ebenso die Empfehlung an den Herrn Gepäckträger Nr. 9 am Nordbahnhof in São Paulo. Die Fahrt wurde ohne Anstand zurückgelegt. Doch schien es dem Mitarbeiter der „Noite“, als ob der Zugführer verständnisvoll lächelnde, als er den Paß zu Gesicht bekam. Am Sonntag nachmittag suchte der Journalist den Gepäckträger am Nordbahnhof in São Paulo auf, der dort den Freifahrtenscheiter in Händen hat, und präsentierte ihm das Empfehlungsschreiben. Der Nummer 9 sagte, daß er augenblicklich keinen Freipaß São Paulo-Rio zur Hand habe, sondern nur einen,



der auf die Fahrt Rio-São Paulo laute. Das mache aber gar nichts aus, da er mit dem Schaffner reden werde, der ein guter Freund sei. Dieser Paß lautete auf den Namen J. A. Peixoto und kostete 20 Milreis. Am Montag suchte der Journalist den Gepäckträger wieder auf und sagte ihm, er sei am Abend vorher nicht gefahren, da ihm die Sache bedenklich vorkam. Der Gepäckträger möge ihm doch einen anderen Paß verschaffen. Das geschah denn auch wirklich: Nummer 9 brachte nach einiger Zeit den Freipaß Nr. 1606 an, lautend auf den Ingenieur Manuel de Figueiredo, und wieder unterzeichnet von Herrn Dunham. Dieser Paß trug das Datum vom 3. April, während der bei der Hinfahrt benutzte vom 28. März datiert war. Da die Zeit zu knapp war, um den neuen Paß noch in São Paulo photographieren zu können, benutzte der Journalist ihn nicht, sondern nahm ihn mit nach Rio, wo die Redaktion der „Noite“ ihn zur Verfügung des Verkehrsministers hält. Die photographischen Aufnahmen der drei Dokumente sind sämtlich in der „Noite“ reproduziert.

Wie ist nun dieser betrügerische Handel zu erklären? Zunächst könnte man an die Möglichkeit denken, daß Herr Dunham finanziell an dem Schwindel interessiert sei und sich der Gepäckträger als Vermittler bediene. Diese Erklärung erscheint uns am allerwenigsten wahrscheinlich. Eher ist es denkbar, daß Herr Dunham Paßformulare auf Vorrat unterschreibt, damit auch während seiner Abwesenheit den Ersuchen der Regierung um Ausstellung von Freipassagen entsprochen werden kann, und daß irgendein Angestellter diese Blankoformulare stiehlt und verwendet. Ferner liegt die Möglichkeit vor, daß die Unterschrift des Herrn Dunham gefälscht wird. Und endlich ist es nicht ausgeschlossen, daß es sich um Pässe handelt, die wirklich für die Personen ausgestellt wurden, auf deren Namen sie lauten, aber dann von dem Zugpersonal nicht durchlocht, sondern einbehalten wurden und nunmehr mit Hilfe der Gepäckträger wieder an den Mann gebracht werden. Welche von diesen Hypothesen zutrifft, das muß die Untersuchung ergeben, deren Einleitung der Verkehrsminister nicht vermeiden konnte, wenn anders er den Ruf als ehrlicher Verwalter, als den die Riograndenser ihn hingestellt haben, aufrecht erhalten wollte.

Argentinisches Weizenmehl. Die Einfuhr von argentinischem Weizenmehl scheint in diesem Jahre großen Umfang annehmen zu wollen. Bis zum 25. März waren 8000 Tonnen mehr eingeführt worden als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Inzwischen ist bekannt geworden, daß im laufenden Jahre den Vereinigten Staaten die Zollvergünstigung von 20 Prozent nicht gewährt werden soll, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß nunmehr die Einfuhr von argentinischem Weizenmehl, die ja ohnehin durch die geringere Fracht schon begünstigt ist, noch mehr zunehmen wird.

In wichtiger Mission. Es heißt, daß der Kommandant der Nationalgarde im Staate São Paulo, Coronel José Piedade, in aller Kürze in wichtiger Mission der Bundesregierung nach Europa gehen werde. Dieser Meldung wird folgendes Sätzchen angehängt: „Diese Meldung (von der Mission) hat überall in den politischen Kreisen São Paulos den besten Eindruck gemacht. Dieser Akt der Regierung des Marschalls wird günstig besprochen wegen der hervorragenden Charaktereigenschaften und wegen der Dienste, die der illustre Paulistaner leisten kann, der sich immer als ein guter Patriot und selbstloser Republikaner gezeigt hat.“ Daß Herr Piedade eine guter Republikaner ist, das wird niemand bezweifeln, von einer besonderen Kompetenz und hervorragenden Diensten dieses Herrn ist hier

aber niemandem etwas bekannt, es sei denn, daß man das ewige Kandidieren und ewige Durchfallen bei den Bundeswahlen als das Zeichen einer besonderen Fähigkeit und eines besonderen Verdienstes ausgelegt wird.

Prinzgemahl Leonidas. In Rio Grande do Norte ist tatsächlich die Kandidatur des zweiten Präsidentensohnes, Leutnant Leonidas da Fonseca, aufgestellt worden. Was als dummer Witz galt, hat sich als wahr erwiesen. Der Bundespräsident erhielt aus Natal folgendes Telegramm: „Wir appellieren an den Patriotismus Ew. Exzellenz, damit die Ruhe und die Freiheit des Staates nicht gestört werde. Das Volk nimmt die Kandidatur des Leutnants Leonidas freiwillig an. Hochachtungsvolle Grüße.“ — Marschall Hermes da Fonseca antwortete darauf: „In Beantwortung Ihres Appells verstehe ich nicht, warum Sie im Interesse des Friedens des Staates, dessen Söhne Sie sind, sich an einen Fremden wenden, der die betreffende Region nicht kennt, und der noch den großen Fehler hat, ein Sohn des Bundespräsidenten zu sein. Ihre Haltung erscheint mir weder würdig, noch gerecht, denn sie geht dahin aus, eine große Olygarchie zu schaffen, und diese ist ein Regierungssystem, gegen das ich mich immer ausgesprochen habe. Grüße.“ Papa Hermes will also nicht, daß das Söhnchen Leonidas nach Natal geht und dieses ist nicht nur väterlich, sondern auch sehr vernünftig gedacht. Die Aufstellung der Kandidatur des vierundzwanzigjährigen Leutnants war der dümmste Streich, der in den letzten paar Jahren geleistet worden ist, und es war sehr erfreulich, daß der Bundespräsident ihm seine Zustimmung versagte.

Die fremden Verkäufer, die in den Hotels und Pensionen Wohnung nehmen und dort große Posten Waren, die sie mehrmals im Jahre von Europa bringen, verkaufen, ohne daß sie Steuern zahlen, schädigen ganz offenbar den angesehnen Handel schwer. Es ist daher nicht mehr als recht und billig, wesentlich höher sein als der vom einheimischen Handel erhobene. Diese berechnete Forlign, daß sie zur Steuerleistung herangezogen werden, und selbstverständlich muß der Steuersatz, den sie derung des angesehnen Handels hat endlich bei den zuständigen Stellen Verständnis gefunden, und vorgestern nahmen die Stadtväter einen Gesetzentwurf an, der die Besteuerung dieser „eleganten Hausierer“ ermöglichen soll. Hoffentlich zögert der Präfekt nicht, sondern setzt die sowohl im Interesse des Handels als auch des Stadtfiskus liegende Maßregel alsbald in die Tat um.

(Es wäre sehr zu wünschen, daß auch die paulistaner Munizipalkammer sich dazu entschließen würde, diese Art von Kaufleuten zu besteuern. In São Paulo ist ihre Zahl nicht geringer als in Rio und die von ihnen dem Handel gemachte Konkurrenz ist sehr stark.)

Die Leiche im Auto. Vorgestern Nachmittag begab sich der Notariatssekretär Manoel de Souza in Begleitung seines Sohnes nach der Praça 15 de Novembro, um mit der Dampfähre nach Niterói zu fahren. Als sie auf dem Platze ankamen, wurde Herr Souza von einem Schlaganfall getroffen. Der vor dem Gebäude der Companhia Cantareira diensttuende Polizist avisierte die Unfallstation. Da aber das Ambulanzauto ausblieb, wollte der Sohn den Kranken im Auto nach der nächsten Apotheke fahren. Dem widersetzte sich jedoch der Polizist mit dem Hinweis, daß das Ambulanzauto jeden Augenblick eintreffen müsse. Unter dem Publikum, das sich angesammelt hatte, entstand eine lebhaft Diskussion darüber, ob der Polizist recht habe oder nicht, und darüber verschied Herr Souza. Nun durfte der Sohn die Leiche in ein Auto setzen und nach der

Polizeiwache fahren, wo dann glücklich auch die Ambulanz anlangte, deren Dienste nun natürlich nicht mehr vonnöten waren. Von der Wache wurde die Leiche nach der Leichenhalle gebracht.

Liebestragödie in Nictheroy. Der 29-jährige, aus Bahia gebürtige Americo Alves Bellas, der in der Presse der Hauptstadt des Staates Rio als Reporter tätig war, hatte mit der Familie Vieira in Nictheroy Bekanntschaft gemacht. Ein Mitglied dieser Familie, die 19-jährige Sylvia do Carmo Vieira, erweckte in ihm eine heiße Liebe, die bald erwidert wurde. Er bat um ihre Hand und erhielt das Jawort. Bald darauf erkrankte er, und es stellte sich heraus, daß er schwindsüchtig sei. Er begab sich nach Barbacena, wo eine Besserung eintrat, die aber nicht vorhielt, als er im März nach Nictheroy zurückkehrte. Infolgedessen beschloß die Familie Vieira, die Verlobung aufzuheben, und Sylvia war mit diesem Beschluß durchaus einverstanden. Ihr Onkel José Carlos Vieira de Souza machte Bellas die Eröffnung, die der arme Liebhaber nicht gleichmütig hinnahm. Es kam schon bei jener Gelegenheit zu einer heftigen Erörterung, die jedoch keine weiteren Folgen hatte. Aber Bellas hat augenscheinlich schon damals den Entschluß gefaßt, den er am Sonntag zur Ausführung brachte, und er wurde darin bestärkt, als Sylvia ihm zu begegnen vermied. Am Sonntag früh um 8 Uhr begaben sich José Carlos Vieira, seine Frau Eugenia und zwei andere Familienmitglieder nach dem Salesianerkolleg, um dort die Messe zu hören. Als sie um halb neun Uhr die Kirche verließen, sahen sie am Eingang Bellas stehen, der seinen aufgeregten Zustand in seinem Gebaren verricht. D. Eugenia äußerte Befürchtungen, wurde aber von ihrem Manne beruhigt. Beide bestiegen den Straßenbahnwagen nach Cubango, um nach Hause zu fahren, während ihre Begleiterinnen sich der Stadt zuwandten, und Bellas stieg in denselben Wagen ein. Als José Carlos Vieira vor seinem Hause halten ließ und zuerst ausstieg, um seiner Frau behilflich zu sein, feuerte Bellas zwei Schüsse ab. In die Brust getroffen, sank Vieira tot zu Boden. Unmittelbar darauf gab Bellas einen Schuß auf D. Eugenia ab, die in die rechte Hüfte getroffen wurde, und als sie sich erhob und dem Hause ihres Schwagers João Gonçalves Serrão zueilte, einen zweiten, der sie in den Fuß traf. Man kann sich die Panik vorstellen, die durch diese Untaten unter den Passagieren des Straßenbahnwagens und den Bewohnern der Nachbarhäuser hervorgerufen wurde. Bellas bot das Bild eines Rasenden; in der Rechten trug er eine Browning-Pistole, in der Linken einen Revolver. Er eilte nach dem Hause von Serrão, wo ihm an der Tür der 17-jährige José de Souza Teixeira entgegenging. Dieser suchte ihm die Pistole zu entreißen, erhielt aber einen Revolverschuß in die linke Hand und ergriff nun die Flucht. Bellas gab noch weitere Schüsse auf ihn ab, fehlte aber. Er drang nun in das Haus ein, wo er Delminda Vieira de Souza Serrão, die Hausfrau, traf. Fünfmal schoß er auf sie, fehlte aber jedesmal. Durch die Schüsse aufmerksam gemacht, eilten Maria Pinheira de Souza und Joannita de Souza herbei, die der Rasende beide anschoß. Endlich erschien auch der Hausherr, João Serrão, der einen Schuß in die linke Lunge erhielt. Da er niemanden mehr antraf, lief Bellas wieder auf die Straße und schlug, die Waffen in den Händen, den Weg nach der Polizeiwache ein. Ihm kamen zwei Polizeisoldaten entgegen, die von den Bluttaten in Kenntnis gesetzt worden waren. Als er ihrer ansichtig wurde, richtete er die Pistole gegen sich selbst und jagte sich eine Kugel in die rechte Lunge. Schwerverwundet wurde er zur Wache und von dort nach dem Krankenhause gebracht.

Der Zustand D. Eugenias ist sehr bedenklich, denn er wird durch den Umstand erschwert, daß sie schwanger ist. Auch João Serrão ist so schwer verwundet, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. Die übrigen Opfer sind nicht so erheblich verwundet. Auch der Zustand des Täters ist bedenklich. In seiner Tasche wurde ein an sieben Freunde gerichteter Brief gefunden, in dem es heißt: „Seht, was von Eurem Freunde übrig bleibt! Ich sage das, weil ich weiß, daß er nicht mehr lebt, wenn Ihr diesen Brief entfaltet, derjenige, der im Leben nur dornige Pfade wandelte, aber der sich darein ergab, in der Hoffnung, sich eines Tages mit dem Wesen vereinigen zu können, das er so liebte und dem er eine solche Hingebung widmete. Jene Silvinha, von der ich Euch soviel erzählt habe! Jene Güte, wie ich sie nannte! Dies ist der Hauptzweck meines Schreibens: wenn Ihr ein Gewissen habt, so unterlaßt nicht, die Briefe zu veröffentlichen, in denen sie mir ewige Treue schwor. Ihre Bilder sandte ich meiner Mutter, damit sie nicht in den Zeitungen erscheinen. Ich danke Euch innigst und verabschiede mich von allen.“ Dieser Brief läßt deutlich erkennen, daß Mord und Selbstmord geplant waren. Trotzdem konnte die Behauptung auftauchen, José Carlos Vieira habe Bellas vor der Kirche gefragt, was er dort zu tun habe, und habe ihm auf die Antwort, daß er seine Braut sehen wolle, ins Gesicht gespuet. Das habe den (mit Pistole und Revolver bewaffneten) Bellas so in Wut versetzt, daß er nicht etwa die Beleidigung auf der Stelle rächte, sondern gemächlich in der Straßenbahn mitfuhr, um im Hause Vieiras zu morden. Da es sich um einen Reporter handelt, haben sich verschiedene Blätter bereithalten lassen, diese Darstellung zu verbreiten. Ein Kulturbild!

Handelsbericht. Die Bundesanleihen hielten sich auf dem Niveau der Vorwoche, natürlich von kleinen Schwankungen abgesehen. Gegen Schluß der Berichtswoche war jedoch eine kleine Neigung zur Baisse unverkennbar. Apolices Geraes notierten 983 bis 990\$, Anleihe von 1909 952\$. Die Anleihe des Staates Minas stieg auf 925\$, die des Staates Rio auf 93\$, während die Munizipalanleihe von 1906 203\$ notierte. Der Umsatz in Debentures war fast Null, und auch in Aktien war das Geschäft lustlos. Ende der Woche trug dazu besonders das Gerücht bei, daß eine bedeutende Textisunternehmung von São Paulo sich in ernststen Finanzschwierigkeiten befände und ihren Gläubigern Vergleichsvorschläge gemacht habe.

Der Kurs blieb unverändert. Die Banken zogen zu 163/32 und 161/8 und kauften Exportwechsel zu 163/16. Die Goldentnahmen aus der Konversionskasse waren nicht so bedeutend wie noch vor einigen Wochen. Der Goldbestand sank von 377.456:913\$790 um 259:517\$128 auf 377.197:396\$662 Reis. Wenn der Finanzchronist lange Zeit keine Zunahme des Goldbestandes mehr melden konnte, so ist er schon zufrieden, wenn er von geringeren Entnahmen berichten kann. Die Lage unserer Konversionskasse steht übrigens augenblicklich in auffallendem Gegensatz zu derjenigen der argentinischen, der auch während der europäischen Krisenzeit immer noch Gold zugeströmt ist. Wir wollen nicht so weit gehen, und daraus Schlüsse auf die verschiedene Kreditfähigkeit und Kreditwürdigkeit beider Länder zu ziehen.

Von den europäischen Finanzmärkten trafen verschiedene Nachrichten ein, die sich auf Brasilien beziehen. Die Bundesregierung will in allernächster Zeit eine Anleihe von 10 Millionen Pfund Sterling aufnehmen, deren Zinsfuß 5 Prozent betragen soll. Dieser Zinssatz wird nicht zu hoch

erscheinen, wenn man bedenkt, daß die Lage der europäischen Börsen augenblicklich nicht derart ist, daß ihnen Uebersee-Anleihen zu einem niedrigeren Zinsfuß einen Anreiz böten. Der Orient, dessen Verhältnisse sie besser überblicken können, gibt ihnen ebenfalls 5 Prozent Zinsen und noch mehr. Für die Einzelstaaten ist das freilich übel genug, denn sie werden ihre 5 prozentigen Anleihen unter diesen Umständen noch viel schwerer an den Mann bringen können, von São Paulo natürlich abgesehen. Es heißt daher, daß Bahia und Pará ihre Anleihen nicht besser als zum Kurse von 80 bis 83 werden unterbringen können. Das „South American Journal“ sagt bezüglich der Anleihe von 4 Millionen Pfund Sterling des Staates Pará, daß man den Kurs von 80 erwartet. Die Emission der Bundesanleihe wird 90 bis 91 Prozent Liquidum ergeben. Das Gerücht, die Bundesregierung stehe in Unterhandlungen wegen des Ankaufes der São Paulo Railway, scheint wirklich nicht ganz grundlos gewesen zu sein. Im Senat ist eine Anfrage deswegen an die Regierung eingebracht worden, und der Bericht der Bahnverwaltung, der in der am 30. d. M. in London stattfindenden Generalversammlung erstattet werden soll, beschäftigt sich ebenfalls mit der Angelegenheit. Die Great Western of Brasil Railway will ihr Kapital um 500.000 Pfund Sterling auf 4 Millionen Pfund Sterling erhöhen.

Der Kaffeemarkt blieb unverändert und der Geschäftsgang war regulär. Die Notierungen waren (18. April gegen 25. April):

Rio 9\$800 gegen 9\$800, New York 10,72 gegen 10,93, Havre 69,00 gegen 69,25, Hamburg 56,50 gegen 56,75, London 50/3 gegen 50/3.

Es scheint, als ob der Markt gegenwärtig auf solider Grundlage ruhe, das heißt, daß wirklich nur effektive Geschäfte getätigt werden.

Auf den anderen Märkten ist die Lage noch immer schlecht. Der Umsatz ist ganz gering und die Notierungen sind unverändert, mit Ausnahme für Reis, von dem ein großer Stock vorhanden ist, weshalb der Preis zurückging. Das Syndicato Agricola von Campos hat einstimmig beschlossen, die Verarbeitung der diesjährigen Ernte Anfang Juni zu beginnen, und zwar zuerst die Fabrikation des für die Ausfuhr bestimmten Demerarazuckers vorzunehmen, dessen Anteil am Gesamtkontingent 10 Prozent beträgt. Die Gesamtfabrikation wird auf 607.000 Sack geschätzt. Daran sind die Fabriken wie folgt beteiligt: Santa Cruz 45.000, Queimado 35.000, Doros 20.000, Santo Antonio 20.000, Barcellos 40.000, Mineiros 36.000, União 30.000, São Gonçalo 7000, Limão 30.000, Quissaman 60.000, Saturnino Braga . . 16.000, São João 20.000, S. José 40.000, Poço Gordo 20.000, Cupim 30.000, Tocos 20.000, Sapucaia . . . 20.000, Santo Amaro 10.000, Tahy 20.000, Novo Horizonte 7000, Cambahyba 30.000, Outeiro 20.000, Abadia 8000, N. S. do Desterro 10.000, Rio Preto 8000 und Sant' Anna 5000. Damit wird bestätigt, was wir bereits in unserem letzten Bericht über die Fabrikation von Campos sagten.

Dr. Joaquim Vianna. Das Begräbnis unseres allzu früh verstorbenen Kollegen Dr. Joaquim Vianna, der auf einer Europareise verstorben ist, fand vorgestern statt. Der Bundespräsident ließ sich durch seinen Kabinettssekretär Dr. Theodoro Figueira de Almeida vertreten, der in seinem Auftrage einen Kranz am Sarge niederlegte. Auch der Justizminister ließ sich vertreten. Daß die von dem Verstorbenen durch die kürzlich erfolgte Schenkung der Bibliothek Ulysses Vianna so reich bedachten wissenschaftlichen Institute an dem Trauerakte teilnahmen, ist selbstverständlich.

Humoristisches.

Ihr Liebling. Sie hielt ihn in den Armen und preßte ihn stürmisch an ihr Herz. Sie blickte ihn in die braunen Augen und küßte ihn ein über das andere Mal. Sie streichelte seine seidenweichen Haare und liebte ihn. „Sprich, mein Liebling, sprich mit mir“, murmelte sie „Wauwau! Wuff bellte er, als er von ihrem Schoß sprang und der Katze nachjagte.“

Sein Protest. „Meine Freunde“, sagte der Redner, „jede Familie sollte nur ein Haupt haben!“ — „Sehr richtig! stimmte ein Herr in der ersten Reihe laut bei, dessen verängstigtes, nervöses Gesicht nicht soviel Energie vermuten ließ. — „Sie sind also meiner Ansicht?“ fragte der Redner. — „Vollkommen, ich habe heute die Rechnung für die Hüte meiner Gattin und meiner sieben Töchter bezahlt.“

Ein Schildbürgerstückchen. Ueber ein echtes Schildbürgerstückchen, das den Vorzug haben soll, wahr zu sein, wird aus Westdeutschland berichtet. Die Stadtväter einer kleinen Stadt hatten beschlossen, allwöchentlich irgendein städtisches Gebäude zu inspizieren, um so Einblick in alle Betriebe der Stadt zu haben. Kürzlich statteten sie nun dem Feuerwehrtreppe einen Besuch ab und ließen sich alle Einrichtungen zeigen. Der Wehrtreppe zeigte unter anderem auch die neue Handdruckspritze und äußerte gleichzeitig, daß sie für das Feuerlöschwesen der Stadt keinen praktischen Wert habe. Als die Stadtväter erstaunt nach dem Grunde der Wertlosigkeit fragten, sagte der Führer, daß die Spritze keine Besserspannung hätte und ohne Pferde nicht zur Brandstätte gebracht werden könne. Tiefenst zogen sich die Stadtväter zu einer Beratung zurück. Dem Uebel mußte doch umgehend abgeholfen werden, denn wie leicht konnte der Fall bei irgendeinem großen Feuer in der Öffentlichkeit breitgetreten werden. Nach kurzer Zeit bekam der Führer der Feuerwehr den Auftrag, die Spritze umgehend zu veräußern und für den Erlös die notwendigen Pferde anzuschaffen. Geschehen im Jahre des Heils 1912.

Landesprodukte.

S. Paulo. Großhandelspreise vom 29. April 1913

Zucker, mascavo	per Sack von 60 kg	15\$00 — 16\$ 00
„ Krystall	„ „ „ 60 „	29\$000 — 30\$000
„ Gries	„ „ „ 60 „	22\$ 0 — 23\$000
Schnaps	Jüter	\$340 — \$380
Erdnüsse	100 Liter	8\$000 — 9\$060
Reis, Agulha 1. Qual.	pr. Sack v. 58 kg	26\$000 — 29\$000
„ „ 2. „	„ „ „ „	22\$500 — 24\$500
„ Catete 1. „	„ „ „ „	22\$000 — 23\$500
„ „ 2. „	„ „ „ „	20\$000 — 22\$000
„ Quirera	„ „ „ „	8\$000 — 10\$000
„ Iguape	„ „ „ „	29\$000 — 30\$000
Spiritus von 36 Grad	Liter	\$600 — \$800
„ Primaware	„ „ „ „	\$800 — 1\$000
Knöblau	Hundert	\$600 — 1\$000
Kleeheh (Alfafa) Pr. d. St.	kg	\$250 — \$300
Mangabeira-Kautschuk	Arroba	35\$000 — 45\$000
Kartoffeln, vorige Ernte	Sack	9\$000 — 10\$000
„ neue prima	„ „ „ „	12\$000 — 12\$500
Schweinefleisch, gesalzen	Arroba	16\$000 — 17\$ 00
Baumwollkerne	„ „ „ „	— — \$900
Wachs	kg	— — 1\$000
Bohnen, neue	100 Liter	26\$000 — 28\$ 00
„ vorige Ernte	100 „	13\$500 — 14\$ 500
Mandiokamehl (Far. d. m.)	Sack	13\$000 — 14\$ 000
Maismehl	„ „ „ „	8\$000 — 9\$ 000
Mais, gelber	100 lt	7\$500 — 8\$500
„ weisser	100 lt	7\$500 — 8\$500
„ Catete	100 lt	8\$000 — 9\$000
Rollentabak	Arroba	20\$000 — 26\$500
Rizinuskerne	kg	\$130 — \$180
Butter, frische	„ „ „ „	2\$500 — 3\$200
Eier	Dutzend	1\$400 — 1\$700
Käse	Stück	1\$400 — 1\$800
Speck, gesalzen	Arroba	16\$000 — 17\$000



Aus Oesterreich-Ungarn.

(Von unserem L-Spezial-Berichterstatter.)

Der österr. ichtisch-montenegrinische Konflikt. — Der albanesische Kongress. — Die galizische Wahlordnung. — Die Totalisateursteuern. — Neue liche Erhöhung des Rekrutenkontingentes. — Statthalterwechsel in Tirol. — Demission des ungarischen Kultusministers. — Die ungarische Wahlreform. — Die Anklage gegen den Ministerpräsidenten. — Ein dreifacher Mord. — Skandalszenen im Musikereinsaal und im Opernhaus. — Die vierte Wiener Universitätsreise. — Verhandlungen zwischen Austro-Americana und Canadian Pacific. — Die Bilanz der Austro-Americana. — Ein neuer Generalkonsul für Brasilien

Wien, den 7. April 1913.

Der große Balkankrieg, der eigentlich durch den Fall der Festung Adrianopel für die Türkei entschieden ist, beginnt sich nunmehr in einen Konflikt zwischen Oesterreich-Ungarn und dem kleinen Zwergstaat Montenegro umzuwandeln. Montenegro hat sich nämlich so manches, was gegen das Völkerrecht, insbesondere jedoch, was gegen Oesterreich-Ungarn verstößt, zuschulden kommen lassen. In Albanien wurden viele Hunderte Katholiken durch Waffengewalt gezwungen, zur orthodoxen Kirche überzutreten, und ein katholischer Priester, der sich weigerte, wurde getötet. Oesterreich-Ungarn, welches ein Protektorat über die katholische Bevölkerung Albanien ausübt, verlangte eine strenge Untersuchung dieses Falles unter Beiziehung des österreichisch-ungarischen Konsuls in Djakova, was erst nach langem Zögern von Montenegro zugestanden wurde. Ein zweiter Zwischenfall zwischen Montenegro und Oesterreich-Ungarn betrifft das völkerrechtswidrige Verhalten gegen den Dampfer „Skodra“ der Ungarisch-Kroatischen Schiffahrtsgesellschaft. Als nämlich der türkische Kreuzer „Hamidje“ vor Giovanni di Medua erschien und einige griechische Transportschiffe in den Grund bohrte, zwang der montenegrinische Hafenkommandant den Kapitän der „Skodra“, serbische Soldaten, die sich auf den griechischen Transportschiffen befanden, aufzunehmen und an Land zu bringen. Und das dritte Ereignis, welches den Konflikt verstärkte, war die Beschießung der Stadt Scutari (nicht der Festung), wodurch viele Fremde getötet wurden. Da Oesterreich-Ungarn auf dem Standpunkt steht, daß Scutari dem neuzugründenden Albanien verbleiben müsse und sich die Londoner Botschafterkonferenz auch in diesem Sinne ausgesprochen hat, hätte eine weitere Beschießung, die nur überflüssige Opfer erfordern würde, keinen Sinn. Es wurde deshalb an Montenegro die Forderung gestellt, die Beschießung einzustellen, und da Montenegro der Aufforderung nicht Folge leistete, eine Flottendemonstration beschlossen. Aber schon bei der Durchführung ergeben sich Schwierigkeiten und das kleine Montenegro trotzte dem Willen Europas, das wohl nach außen hin eine Einigkeit vorspiegelte, in Wirklichkeit jedoch von so vielen Gegenströmungen durchsetzt ist, daß eine ernste Aktion kaum Aussicht hat, wirklich durchgeführt zu werden. Das Verhalten Montenegros zeigt, daß es sich über Europa lustig macht. Die europäische Diplomatie spielt eine geradezu klägliche Rolle, und jede weitere Phase des Krieges zeigt, daß Europa, das sich in zwei gegenüberstehende feindliche Lager aufgelöst hat, sich selbst zur Ohnmacht verdammt hat und daß, wenn es gelungen sein wird, den Frieden zwischen den Balkanverbündeten und der Türkei herzustellen, bei der Verteilung der Beute erst recht die Schwierigkeiten beginnen werden. Die Albanesen aller Konfessionen haben jüngst in Triest einen Kongress unter der Patronanz der österreichisch-ungarischen Regierung abgehalten, bei wel-

chem die heftigsten Klagen gegen die von den Balkanverbündeten verübten Greuel erhoben und die einstimmige Forderung nach einem freien Albanien gestellt wurde.

Die innere Politik Oesterreichs schläft vorläufig den Schlaf des Gerechten. Das Parlament ist auf Urlaub geschickt und der sogenannte kleine Finanzplan, der bereits vom Finanzausschusse genehmigt wurde und dem Staate mehrere hundert Millionen Kronen alljährlich bringen soll, hängt in der Luft. Sein Zustandekommen ist einfach von dem Zustandekommen einer galizischen Wahlordnung abhängig, die im Lande Galizien zwischen den beiden Volksstämmen, Polen und Ruthenen, einen dauernden Frieden schaffen soll. Kommt dieser Friede nicht zustande, dann dürfen sowohl die Ruthenen, wie die polnische Volkspartei den Finanzplan obstruieren — zur Freude der Bevölkerung, mit Ausnahme der Staatsbeamten, deren neu geschaffene Dienstpragmatik durch die Einnahmen aus dem kleinen Finanzplan gedeckt werden soll. Gegen einzelne Steuervorlagen macht sich bereits in der Bevölkerung ein großer Widerstand bemerkbar, insbesondere gegen die Totalisateursteuervorlage, die es unmöglich machen würde, daß die großen Pferdereien in dem bisherigen Umfange stattfinden, wodurch nebst dem Fremdenverkehr auch der Gewerbebestand, insbesondere die Modeindustrie, stark in Mitleidenschaft gezogen würde. Das Parlament dürfte bei seinem anfangs Mai in Aussicht genommenen Zusammentritt eine klare Situation in der Frage der galizischen Wahlreform vorfinden, sich jedoch außerdem mit einer neuen Rekrutenvorlage befassen. Wohl wurde im Vorjahre die Erhöhung des Rekrutenkontingents für die Dauer von 12 Jahren festgestellt, aber die Kriegsverwaltung benutzte die Gelegenheit des Balkankrieges, um eine neuerliche Erhöhung des Rekrutenkontingents um 15.000 Mann jährlich durchzusetzen, und das Parlament dürfte den Wunsch der Kriegsverwaltung ohne weiteres bewilligen. — In Tirol hat inzwischen ein Statthaltereiewechsel stattgefunden. An Stelle des zurückgetretenen Freiherrn von Spiegelfeld ist Graf Toggenburg Statthalter von Tirol geworden. Der Tiroler Landtag war wie die meisten anderen Landtage — das sind die Parlamente der einzelnen Kronländer, die berechtigt sind, Gesetze für ihr Tätigkeitsgebiet zu beschließen — — arbeitsunfähig geworden. Infolge von Differenzen zwischen den Deutschen und Italienern in der Fleimstalbahnfrage obstruierten die letzteren den Landtag, so daß die Angelegenheiten des Landes vernachlässigt wurden. Freiherr von Spiegelfeld hatte durch eine Politik der Verzögerungen die Lösung der (Fleimstalbahn)-Frage so lange hinausgezogen, bis es nicht mehr weiter ging, nun wird es dem Grafen Toggenburg obliegen, Mittel und Wege zu finden, den Frieden wieder herzustellen und den Landtag arbeitsfähig zu machen.

In Ungarn gab es bewegte politische Tage. Der bei Hofe sehr angesehene ungarische Kultusminister Graf Zichy gab seine Demission, da er mit der Wahlreform nicht einverstanden war, und man glaubte, daß sein Austritt das Ministerium ins Wanken bringen würde. Aber der Ministerpräsident Lukacs ließ sich nicht beirren und setzte die Wahlreform im Parlamente durch. Die Opposition begnügte sich, durch ihren Führer Grafen Apponyi einen geharnischten Protest abgeben zu lassen, worauf die Opposition den Saal verließ und die Majorität in wenigen Stunden ein so wichtiges, tief einschneidendes Gesetz erledigte. Die Sozialdemokraten drohten mit dem Generalstreik, der an dem Tage, an welchem die Wahlreform im Parlamente verhan-

delt wird, einsetzen sollte. Es waren alle Vorbereitungen für den Streik getroffen, aber auch die Regierung konzentrierte in Budapest eine kleine Armee von Soldaten, so daß angesichts des Truppenaufgebotes und um Blutvergießen zu vermeiden, die Sozialdemokraten, zum größten Teile auch auf Anraten der Opposition, sich veranlaßt gesehen haben, von dem Generalstreik abzusehen und sich mit der Veröffentlichung eines Manifestes zu begnügen. — Der gewesene Unterstaatssekretär, Abgeordneter Zoltan Desy, erhob gegen den Ministerpräsidenten Lukacs die Anklage, daß er der größte Panamist sei; es kam zur Verhandlung, doch lehnte der Gerichtshof die Beweisanträge des Angeklagten ab und der letztere wurde verurteilt. Dieser Prozeß erregte im ganzen Lande Aufsehen und die Grafen Apponyi, Andraßy und Karolyi, die sich des größten Ansehens erfreuen, machten die Anklagen Desys zu den ihrigen, ohne daß der Ministerpräsident gegen sie einschritt. Die königliche Tafel hat das Urteil erster Instanz annulliert, eine neue Verhandlung angeordnet und die Beweisführung zugelassen. Von dem Ergebnis der Beweisführung wird es nun abhängen, ob der Ministerpräsident länger auf seinem Posten verbleiben kann, denn ein Freispruch Desys wäre gleichbedeutend mit einer Verurteilung von Lukacs. Der ungarische Abgeordnete Kovacs, welcher vor einem Jahre gegen den Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses Grafen Tisza einen Revolverschuß abgefeuert hat und deshalb vor ein Schwurgericht gestellt wurde, das ihn freisprach, hat nunmehr sein Mandat als Abgeordneter niedergelegt. Er hat damit die Konsequenzen seines Verzweiflungsaktes gezogen und sich selbst eine Sühne auferlegt.

Wien war kürzlich der Schauplatz aufsehenerregender Lokalereignisse. Ein herabgekommener 60-jähriger Mann, der bei einer seinen drei Schwägern gehörigen großen Baufirma angestellt war, wurde von der Firma wegen Unbrauchbarkeit entlassen, aber dessen Gattin erhielt trotzdem die Monatsgage weiter ausbezahlt. Aus Rache für die Entlassung erwartete er die drei Brüder auf der Straße und schoß alle nieder, dann warf er den Revolver weg und ließ sich willig gefangen nehmen. Die drei Brüder, namens Berger, werden als durchaus solide und wackere Männer bezeichnet, die den fortwährenden unberechtigten Forderungen ihres durch die Spielleidenschaft tief gesunkenen Schwagers großen Widerstand entgegengesetzten.

Der Wiener Musikvereinssaal war kürzlich der Schauplatz von Skandalen, wie sie sich bisher noch nicht ereignet haben. Der akademische Verband für Literatur und Musik veranstaltete unter Leitung des Kapellmeisters Arnold Schönberg ein Konzert, in dem Schönberg seine befremdlichen Klangexperimente zur Aufführung brachte. Dieser Musiker, der zu den sogenannten Futuristen gehört, hat eine eigene Schule gegründet, welche das denkbar Bizarreste an Musik bietet. Es ist ein Schwelgen in Dissonanzen. Die Gegner dieser entarteten Musik störten durch Lärmen und Lachen diese Aufführung, während die Anhänger Schönbergs energisch für ihn Partei ergriffen. Es kam zu lärmenden Kundgebungen, zu wüsten Szenen, ja sogar zu Tätlichkeiten, so daß das Konzert frühzeitig abgebrochen werden mußte.

Vor wenigen Tagen haben eine Anzahl Hörer der Wiener Universität unter Führung von Professoren und deren Gäste die vierte Universitätsreise unternommen. Seit vier Jahren wird alljährlich zu Ostern eine Schiffsreise veranstaltet, die von Triest ihren Ausgangspunkt nimmt, nach Griechenland und Aegypten führt und den Zweck hat, die historisch interessanten Orte, sowie die Fauna und Flora die-

ser Gegenden aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Diese Universitätsreisen sind sehr lehrreich und bilden ein gesellschaftliches Ereignis. Die Professoren bereiten auf dem Schiffe durch Vorträge die Mitreisenden vor, so daß das Interesse, mit welchem dann die schönsten Stätten besichtigt werden, ein erhöhtes ist. Die Reisedauer beträgt ca. 3 Wochen.

Auch die Wiener Hofoper war der Schauplatz einer Spektakelszene. Seit Direktor Gregor sein Amt in der Wiener Hofoper angetreten hat, wurde das Starsystem praktiziert, welches gute abgerundete Vorstellungen fast unmöglich macht. Vor allem sind hervorragende Kräfte gegangen, so daß viele Vorstellungen zumeist nur von Kräften zweiten Ranges gegeben werden. Direktor Gregor hilft sich nun damit, daß er für einzelne Vorstellungen Gäste einlädt, die manehesmal entsprächen, manehesmal jedoch auch nicht, so daß in dem gerade in Bezug auf musikalische und gesangliche Darbietungen verwöhnten Publikum große Unzufriedenheit mit der Direktionsführung herrscht. Als anlässlich der Vorstellung der Afrikanerin die Hauptdarstellerin erkrankte, berief Direktor Gregor die ein Gastspiel in Wien absolvierende Sängerin Frau Kempter-Jarno zur Darstellung dieser Rolle, ohne das Publikum durch die Zeitungen oder durch Plakatschläge in Kenntnis zu setzen, obwohl der Direktor schon tags vorher von der Indisposition der Darstellerin verständigt wurde. Aber selbst zu Beginn der Vorstellung wurde das Publikum, das in der Meinung war, Frau Weidt stehe auf der Bühne, nicht aufgeklärt. Das Unglück wollte es, daß auch Frau Kempter-Jarno plötzlich heiser wurde, es ging nun ein furchtbarer Spektakel los, der sich jedoch nicht gegen die unschuldige Sängerin, sondern gegen den Direktor richtete und die Oper mußte vorzeitig abgebrochen werden. Frau Kempter-Jarno verfiel angesichts des Tobens des Publikums in einen Weinkampf und mußte zur Herstellung ihrer Gesundheit in ein Sanatorium gebracht werden.

Wie bereits berichtet wurde, ist zwischen dem nordatlantischen Pool, dem die Austro-Americana angehört und der Canadian-Pacific ein Konkurrenz ausgebrochen. Am 15. März ist das erste Schiff der Austro-Americana von Triest nach Kanada abgegangen. Die Canada Pacific Railway Company hat nun an die Regierung das Ersuchen gerichtet, ihren Schiffen zu gestatten, auch New York anlaufen zu dürfen. Es wird nun zwischen dem Pool und der Canada-Pacific-Bahn wegen eines Ausgleiches verhandelt und es haben zu diesem Zwecke in Hamburg zwischen dem Generaldirektor Ballin der Hamburg-Amerika-Linie und dem Direktor der Canada-Pacific Besprechungen stattgefunden, die nach Einholung neuer Informationen fortgesetzt werden sollen.

Gestern fand in Wien eine Sitzung des Aufsichtsrates der Austro-Americana statt, in welcher die Schlußrechnungen für das Jahr 1912 zur Vorlage gelangten. Dem Berichte des Vorstandes ist zu entnehmen, daß die geschäftliche Entwicklung in allen Verkehrsrelationen befriedigend war, obsehon dem Unternehmen durch die Verteuerung der Kohlen infolge des im verflossenen Frühjahr ausgebrochenen englischen Bergarbeiterstreikes, sowie durch verschiedene Konkurrenzkämpfe nicht unwesentliche Opfer auferlegt wurden. Der Bruttoertrag sämtlicher Linien beträgt 8.630.543 Kronen. Nach reichlichen Abschreibungen vom Anschaffungswerte des Schiffsparkes und des Immobilienbesitzes sowie entsprechender Dotierung der verschiedenen Fonds erübrigt ein Reingewinn von 2.524.100 Kronen. Durch den aus der Kapitalsvermehrung dem Reservefonds zufließenden Agiogewinn von 1.200.000 Kronen, sowie durch sonstige Dotierungen erhöhen sich die

Reserven um 2,2 Millionen. Der für den 26. April nach Triest einzuberufenden Generalversammlung wird vorgeschlagen, den nach den Abschreibungen und Reservierungen verbleibenden Betrag zur Ausschüttung einer 8prozentigen Dividende auf das erhöhte Aktienkapital von 24 Millionen Kronen (im Vorjahre 7 Prozent auf das Aktienkapital von 18 Millionen Kronen) zu verwenden und den Rest in der Höhe von 35.504 Kronen auf neue Rechnung vorzutragen.

Der Konsul Oskar Prochaska aus Prizrend ist zum Leiter des Generalkonsulates in Rio de Janeiro bestellt worden. Konsul Prochaska, der in dem Konflikt mit Serbien eine große Rolle spielte und fast zu einer sagenhaften Figur geworden ist, ist erst 37 Jahre alt, hat demnach in verhältnismäßig jungen Jahren eine schöne Karriere gemacht. Die Energie und Ausdauer, die er in Prizrend an den Tag legte, bietet die Gewähr, daß er seine neue Stellung voll und ganz ausfüllen wird.

Aus aller Welt.

Ein für die Aertzwelt interessantes Urteil hat das oberste bayerische Landesgericht in München gefällt. Der Direktor eines städtischen Krankenhauses in Aschaffenburg, praktischer Arzt Dr. Bayer, hat in Ausübung seiner Privatpraxis das Unglück gehabt, mit seinem Automobil eine Frau und zwei Kinder zu überfahren und zu verletzen. Das Landgericht Aschaffenburg hatte ihn zu einer Geldstrafe verurteilt und als erschwerend bezeichnet, daß der Angeklagte gerade als Arzt zu besonderer Vorsicht im Automobilfahren verpflichtet gewesen sei. Er appellierte an das oberste Landesgericht, und dies hat das Urteil des Landgerichts aufgehoben und den Angeklagten von der Beschuldigung der Körperverletzung wie der Zuwiderhandlung gegen die Bundesratsverfassung vom 3. Februar 1910 freigesprochen mit der Begründung, daß ein Arzt durch unvorsichtiges Automobilfahren sich keiner Uebertretung seiner Berufspflichten schuldig mache.

Leuchtölgesetz. Die von den Kleinhandelsorganisationen eingeleiteten Zeichnungen zur Uebernahme von Aktien für die zur Durchführung des Reichspetroleummonopols in Aussicht genommene Vertriebsgesellschaft haben bisher eine Gesamtsumme von annähernd acht Millionen Mark ergeben. Da fortgesetzt noch Zeichnungen mit erheblichen Summen erfolgen, kann darauf gerechnet werden, daß der Kleinhandel zur Aufbringung von zehn Millionen Mark instande sein wird.

Eine neue Kölner Rheinbrücke. Zur Erlangung von Entwürfen für die Erbauung einer neuen Rheinbrücke bei Köln als Ersatz der bestehenden Schiffsbrücke war im August 1912 von der Kölner Stadtverwaltung auf Grund eines vorherigen Preisausschreibens ein beschränkter Wettbewerb ausgeschrieben worden. Das Preisgericht hat jetzt den Entwurf mit dem Kennwort „Hängebrücke Nr. 1“ von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Werk Gustavsburg bei Mainz, mit dem ersten Preise ausgezeichnet. Die Baukosten sind auf etwa acht bis neun Millionen Mark geschätzt.

Ein unehrlicher Sparkasendirektor. Aus Temesvar (Ungarn) wird gemeldet: Die Gyertyamoser Sparkasse und die unter ihrer Leitung gegründete Ziegelei sind insolvent geworden. Der Direktor der Sparkasse Jakob Knopf ist nach Amerika durchgebrannt. Die Kassen des Institutes sind leer. Knopf hat nicht nur alles Geld bis auf den letzten Heller gestohlen, sondern auch den ganzen

Wechselbestand mit sich genommen und die Wechsel bei Ofen-Pester und Wiener Instituten verwertet. Zahlreiche deutsche Gemeinden Südungarns und Hunderte von schwäbischen Bauernfamilien verlieren ihr Geld.

Auf der Suche nach einem 50-Millionen-Schatz. In Plymouth sind Depeschen angelangt, die über die Arbeit einer Expedition von Schatzgräbern in Neu-Schottland berichten. Dort an der Nordostküste des amerikanischen Kontinents sollen vor 200 Jahren Seeräuber eine Beute im Werte von 50 Millionen Kronen vergraben haben. Drei Männer gruben an einer ihnen bekannten Stelle ein Loch bis auf 30 Fuß Tiefe. Dann gaben sie es auf. Zu Beginn des XIX. Jahrhunderts vertieften andere Schatzgräber das Loch auf 95 Fuß und fanden einen Stein, auf dem folgende Inschrift eingegraben war: „Zehn Fuß tiefer liegen ungeheure Schätze begraben.“ Leider begann sich plötzlich das Loch mit Wasser zu füllen und die schlecht ausgerüstete Expedition mußte unverrichteter Dinge abziehen.

Schreckenstat eines eifersüchtigen Liebhabers. In dem lothringischen Dorfe Hagendingen ist ein Mordversuch verübt worden. Dort überfiel ein italienischer Arbeiter namens Cecondio aus Haß und Eifersucht seinen Hauswirt, mit dessen Frau er ein Liebesverhältnis hatte und stach ihm mit einem Rasiermesser beide Augen aus, nachdem er ihm vorher lebensgefährliche Schnitte am Kopf und Hals beigebracht hatte. Der Schwerverletzte liegt hoffnungslos darnieder; der Täter flüchtete und konnte noch nicht verhaftet werden.

Ein peinliches Versehen. Die Jahrhundertfeier in Liegnitz ist durch ein peinliches Versehen in unangenehmer Weise gestört worden. Ein Bataillon der Königsgrenadiere war im Walhallatheater anwesend, um der dortigen Festvorstellung beizuwohnen. Die Eröffnung sollte die Vorführung des bekannten Films „Königin Luise“ bilden. Aber der Operateur vergriff sich in den Filmrollen und legte den Film ein, der die Enthüllung des Denkmals für den sozialdemokratischen Führer Paul Singer zeigt. Der der Veranstaltung beiwohnende Brigadekommandeur Generalmajor von Conta erteilte unverzüglich den Befehl zum Verlassen des Theaters.

In Parma (Italien) ließ ein entlassener Heizer aus Rache sieben Lokomotiven unter Volldampf aus dem Schuppen fahren. Die vorderste entgleiste an der ersten Kurve und die folgenden fuhren, sich überstürzend, auf diese auf. Der Materialschaden ist groß. Personen wurden nicht verletzt. Der Täter wurde nach heftiger Gegenwehr verhaftet.

Heilungen durch das Radium. Dem Radium hatte man erst grenzenlose Heilkraft zugeschrieben und unbegrenzte Hoffnungen als Heilmittel daran geknüpft. Wie in vielen anderen Fällen, stellte sich heraus, daß man die Erwartungen wesentlich einschränken mußte. Dennoch kann Radium für Krebsleidende als Trostmittel angesehen werden, denn nach ärztlichen Berichten aus London sind dort vom 14. August 1911 bis 31. Dezember 1912 nicht weniger als 538 Krebsfälle damit behandelt worden. Als zweifellose Heilungen werden 53 Fälle bezeichnet; als wenn nicht augenscheinliche, so doch ziemlich sichere Heilungen 28 Fälle; als Besserungen 245 Fälle; keine Besserung wurde dagegen in 70 Fällen erzielt, während 88 Kranke leider aufgegeben werden mußten und 55 starben. Es wird hinzugefügt, daß fast alle, die geheilt waren, bisher alle anderen Mittel erfolglos an sich hatten anwenden lassen.

König Alfons von Spanien ist bekanntlich ein begeisterter Anhänger jeder Art Sport. Natürlich

hat auch die Aviatik und Aeronautik sein lebhaftes Interesse wachgerufen. Kürzlich unternahm der königliche Sportsman eine halbstündige Fahrt in der Gondel des spanischen Militärlenkballons „España“ vom Flugplatz der Vier-Winde bei Madrid aus. Königin Ena sah vom Flugplatze aus der Luftreise ihres Gemahls zu.

Eine Fliegerschule in China. Aus Peking kommt die Nachricht, daß der französische Pilot Bonné dort mit dem nötigen Material eingetroffen ist, um eine chinesische Fliegerschule zu errichten. Von der chinesischen Regierung wurden in Frankreich zehn Apparate bestellt.

Skandalszenen in einer Kunstausstellung. Aus Budapest wird gemeldet: Während der Vernissage der Frühjahrsausstellung der ungarischen Maler kam es zu einem peinlichen Skandal. Der Maler Anton Berkes hat aus Unzufriedenheit über angeblich ungünstige Placierung seiner Bilder drei seiner größeren Werke vor den Vertretern der Presse mit einem Messer zerschnitten.

Eine japanische militärische Studienkommission wird in kurzem in Deutschland erwartet. Die Kommission besteht aus einer größeren Anzahl maßgebender Persönlichkeiten Japans, die nach Deutschland geschickt werden, um hier besonders das deutsche Artilleriewesen und das deutsche Luftfahrtwesen eingehend zu studieren. Die Offiziere haben in erster Linie den Auftrag, sich von den großen Fortschritten Deutschlands im Luftschiffbau zu überzeugen und eventuell auch in Verkaufsverhandlungen zu treten.

Küstenverteidigung durch Hydroplane. Die englische Admiralität beabsichtigt eine beträchtliche Vermehrung des ihr unterstehenden Marineflugkorps. Mehr als 300 Aeroplane sollen entlang der Nordseeküste und dem Kanal stationiert werden. Eine Reihe von Ständen zu Flugmaschinen sind bereits an der Ost- und Südküste ausgewählt worden. Jegliche dieser künftigen Basen wird dem Kommando eines Leutnants unterstehen, dem zwei bis drei Maschinen und die entsprechende Anzahl von Piloten zugeteilt werden. Die Insel Thorney im Hafen von Chichester wird bereits als erste dieser Flugzentren eingerichtet. Auch im Bau von Marineflugschiffen wird der Admiralität das Unternehmen neuer Versuche zugeschrieben.

Kaiser Wilhelm als Pate eines Schweizers. Wie aus Bern gemeldet wird, hat Kaiser Wilhelm die Patenschaft bei dem jüngstgeborenen Sohne Majors Wille angenommen. Major Wille ist Kommandant des 6. Schützenbataillons in Zürich, das beim Empfang des Kaisers im vorigen Jahre die Ehrenwachen stellte.

Millionenbetrügereien. Wie die Blätter melden, wurde in Odessa ein Millionenbetrug bei Versendung von Zucker nach dem fernen Osten entdeckt. Der Kaufmann Isidor Koffman verschickte Zucker angeblich nach Wladiwostok, wohin die Sendungen keine Ausfuhrzeugnisse benötigen. Von Port Said aus wurde immer eine Havarie des Schiffes gemeldet, worauf die Ladung unbehelligt auf andere Schiffe verfrachtet und nach England gebracht wurde. Mehrere russische Beamte, die in den Schwindel verwickelt sind, wurden bereits verhaftet. Der Schaden des russischen Aerars beträgt mehrere Millionen Rubel.

Leichenschändung auf dem Friedhof. Ein schweres Verbrechen ist in Hilden in der Rheinprovinz verübt worden. Vor einigen Wochen starb in Hilden die 16jährige Ludmilla Deutsch angeblich infolge einer Verletzung, die sie sich bei der Handhabung eines Revolvers selbst zugezogen hatte. In der Nacht nach der Beerdigung wurde ihr Grab

geöffnet, der Sarg erbrochen und ein Verbrechen an der Leiche begangen. Dann wurde das Grab wieder sorgsam zugeschaufelt. Der Totengräber bemerkte Veränderungen an der Grabstätte. Er veranlaßte den Staatsanwalt zu einer Untersuchung des Grabes und der Leiche, wobei das Verbrechen entdeckt wurde.

Fliegersturz bei St. Gallen. Bei einer Flugveranstaltung in St. Gallen (Schweiz) zugunsten der schweizerischen Nationalspende sind zwei Flieger abgestürzt. Der Apparat, auf dem beide saßen, stürzte aus 50 Meter Höhe zur Erde und bohrte sich in die Erde ein. Der Flugzeugführer Züst und der Passagier Brunschweiler wurden schwer verletzt.

Die Austernbänke im oldenburgischen Küstengebiet. Seit einigen Jahren wird durch eine Gesellschaft an der oldenburgischen und auch ostfrisischen Nordseeküste eine regelrechte Austernaufzucht mit gutem Erfolge betrieben. Die Austern haben sich auch recht gut eingeführt und sind durch ihre ausgezeichnete Qualität in weiten Kreisen Deutschlands beliebt geworden, so daß der Absatz in ständigem Steigen begriffen ist. Im Hinblick auf diese Erfolge wird, wie aus Oldenburg gemeldet wird, nun beabsichtigt, bei Wangerog weitere Austernbänke einzurichten.

Internationale Hygiene-Ausstellung in Lima (Peru). Am 2. November d. J. wird eine bis Ende des Jahres dauernde Internationale Hygiene-Ausstellung in Lima eröffnet, zu welcher die Industriellen der ganzen Welt eingeladen wurden und die angesichts der großen Zahl der bisher erfolgten Anmeldungen nicht unbedeutend wird. Es gelangen insbesondere Apparate, Instrumente und Werkzeuge zur Ausstellung, und es liegt im Interesse unternehmungslustiger Industrieller der einschlägigen Branchen, die auf den südamerikanischen Markt reflektieren, durch Beschiekung der Ausstellung die aufstrebende Republik Peru für ihren Absatz zu gewinnen. Das Land hat in Bezug auf Beleuchtung, Wasserversorgung und Kanalisation seiner Gemeinden noch viel nachzuholen.

Sternickel, über dessen letzte Mordtaten an dem Hofbesitzer Kalies und dessen Dienstmädchen wir seinerzeit ausführlich berichtet haben, ist vom Schwurgericht zum Tode verurteilt worden, ebenso zwei Genossen der Tat, während der Dritte mit fünfzehn Jahren Gefängnis davonkam.

Schreckensszenen in einer Kirche. Am 6. April kurz nach 7 Uhr morgens verschaffte sich in Krefeld ein offenbar irrsinniger etwa 30jähriger Mann, der später als der Handlungsgehilfe Mones festgestellt wurde, während des Gottesdienstes Eingang in die katholische Hauptpfarrkirche zum heiligen Dionysius, wo er plötzlich und ohne jede Veranlassung mit einem dicken Stock auf die zahlreichen weiblichen Personen einhieb. Der nur mit Hemd und Unterhose bekleidete Geistesgestörte verletzte mehrere Frauen zum Teil recht erheblich. Laut kreischend und lobend durcheilte er die Kirche und verursachte eine unbeschreibliche Panik. In wildester Hast drängten sich die Besucher zum Ausgang, wo ein furchtbares Gedränge entstand und mehrere Personen schwer zu Schaden kamen. In ganzen wurden 30 bis 40 Frauen verletzt, darunter eine lebensgefährlich. Erst der Mannschaft der Feuerwahrstation, die in der Nähe der Kirche liegt, gelang es, sich des Irrsinnigen zu bemächtigen und ihn unschädlich zu machen.

Türkische Zolleinnahmen. Die Zolleinnahmen im Laufe des Jahres 1912 beliefen sich auf 4,220.760 türk. Pfund gegen 4,826.465 türk. Pfund des Vorjahres. Das Defizit von 605.705 türk. Pfund ist

dadurch erklärt, daß in Rumelien und auf den Aegäischen Insel kein Zoll eingehoben wurde.

Großer Juweliendiebstahl in Venedig. In dem Stadtteil Mer Mercerie (Venedig) wurde nachts das Juwelengeschäft Mello ausgeplündert. Die Juwelen, die aus dem Laden und dem Schaufenster entwendet wurden, haben einen Wert von 150,000 Lire.

Brand des Antwerpner Hippodrom-Theaters. Eine Feuersbrunst zerstörte Nachts das Antwerpner Hippodromtheater, den größten Theatersaal Antwerpens, wo eine vlämische Truppe gastierte. Kurz nach der Schlußvorstellung des Dramas „Marie Antoinette“ sahen Nachbarn Flammen hervorbrechen und alarmierten die Feuerwehr. In wenigen Augenblicken stand das ganze Gebäude in Flammen. Die Zentralkuppel stürzte zusammen, und die Feuerwehr mußte sich auf den Schutz der anstoßenden Gebäude beschränken. Sämtliche Dekorationen sind zerstört, desgleichen das Gebäude selbst. Der Schaden beträgt eine halbe Million.

Lebendig begraben. Bei der Exhumierung der Leiche des vor einem Jahre an Schlaganfall verstorbenen Landmannes Gyrko in Szatmar (Ungarn) wurde die auffallende Entdeckung gemacht, daß das Skelett im Sarge umgewendet war. Die Kleider, mit denen Gyrko begraben worden war, fand man zerrissen in einer Ecke vor. Es wurde festgestellt, daß der Unglückliche vor einem Jahre lebendig begraben worden war, im Grabe erwachte und dann den entsetzlichen Kampf ums Leben so lange geführt hat, bis er erstickt war.

Eine stürmische Brautschau hat in Wallersfels im Frankenwald stattgefunden. Seit dem 77-jährigen Austragsbauern W. seine Frau gestorben war, befand sich der alte Mann auf Freierrfüßen und wurde schon manchmal zum Narren gehalten. Gleichwohl erließ er in einer Münchener Zeitung Heiratsinserate, aus denen ein lebhafter Briefwechsel entstand. Eine 54jährige Frau aus Murnau in Oberbayern reiste nach Wallersfels, um sich den heiratslustigen alten Herrn anzusehen, der sich als wohlhabenden Rentner ausgegeben hatte. Er fuhr ihr bis Kronach entgegen. In Wallersfels aber erwartete, die Schuljugend voran, eine tausendköpfige Menge das im Postwagen ankommende Brautpaar. Die Post wurde gestürmt, und die Braut mußte sich in den Poststall flüchten. Der Bräutigam erreichte sein Heim unter dem Schutze der Gendarmerie. Als er später versuchte, mit seiner Braut in einem Gasthaus zusammenzutreffen, entstand ein solcher Aufruhr im Dorf, daß Gendarmerie und Polizei wiederholt eingreifen mußten. Schließlich eröffnete der Bürgermeister der Frau, daß der vermeintliche Rentner so gut wie mittellos sei, worauf die Dame errötend gestand, daß sie auch nichts habe. Sie ließ sich vom Bürgermeister das Reisegeld geben und ging bei Nacht und Nebel davon.

Seltsame Geräusche in Haiti

Von C. K.

Ueber seltsame Geräusche, die seit einiger Zeit in Haiti die Bevölkerung lebhaft beunruhigen, erstattet J. Scherer im Bulletin der Seismologischen Gesellschaft einen interessanten Bericht. Die Geräusche, denen die Eingebornen den Namen „gouffre“ beigelegt haben, werden vor allem im westlichen Teile der Insel hörbar und hier in erster Linie in der Umgebung der La Selle-Berge, eines 6 bis 7000 Fuß hohen Kalksteingebirges, das manche Zeichen vulkanischen Ursprungs aufweist. Welchen Ursprungs die Geräusche sind, die dem Aberglauben

des Volkes so viel Nahrung geben, war bisher noch nicht zu ergründen; es ist möglich, daß es sich um unterirdische Anpassungsprozesse der verschiedenen Erd- und Steinschichten handelt. Die Eingeborenen bringen die unheimlichen Laute mit kommenden Erdbeben oder Stürmen in Verbindung. Das Geräusch wechselt in seiner Stärke und Art; bisweilen gemahnt es an einen schwer beladenen Wagen, der über ein Pflaster dahinrollt, dann wieder klingt das Getöse wie ein rollender, ferner Donner, steigert sich bisweilen zu dem Krachen einer Explosion, klingt wie Kanonenschüsse, um dann abzuebben. In den Pausen der Dämpfung klingt das Getöse ähnlich wie das Rauschen eines auf trockenes Laub fallenden Regens oder wie das Sausen und Pfeifen eines Sturmes im Walde. Das Unheimliche dabei ist, daß diese seltsamen Geräusche bei schönstem Wetter und vollkommener Windstille auftreten. In vieler Beziehung entspricht das Getöse dem Lärm, den man bisweilen bei sehr starken Erdbeben hört. An einigen Stellen, wo das Geräusch ein Lokalphänomen ist, konnte seine Ursprungsstelle ziemlich genau festgestellt werden. Sie liegt fast immer an der Basis der Felsabhänge der La Selle-Berge. Aus einem Berichte an die Regierung ging hervor, daß das Auftreten dieser Geräusche in einigen nordöstlich von Port-au-Prince liegenden Gemeinden und Städten sogar zu einer eigentümlichen Verwechslung Anlaß gab; man glaubte in diesen Städten in der Nähe ganz deutlich Geschützfeuer zu hören, daß die Truppen alarmiert und ausgesandt wurden, um in den Nachbarstädten die Ruhe wiederherzustellen. Der Vikar von Croix-des-Bouquets erstattete folgenden Bericht: „Vom 7. bis zum 13. November war das Geräusch des „gouffre“ täglich hörbar, es klang aber in der Nacht ganz anders als am Tage. Am Tage hörte man das Geräusch im Südosten, und es schien aus der Tiefe zu kommen. Es klang wie ein dumpfes Rollen und dann zuweilen wie das Heulen eines Hundes. Von Zeit zu Zeit ertönte ein dumpfer Knall, der einem Kanonenschusse ähnelte, und dann verstummte auf eine Weile der Lärm. Während der Nachtzeit war das anders; dann steigerte sich das Getöse zu einem wilden Durcheinander, man hörte das Rollen und Krachen von Donner, hörte Heulen und das Pfeifen und Brausen eines stürmischen Windes. Dabei herrschte völlige Windstille. Manchmal klangen alle diese Arten von Geräusch durcheinander. Gewöhnlich endete dieser Aufruhr, der meist in die Zeit von 7 bis 10 Uhr abends fiel, mit einer gewaltigen Detonation, der dann ein lang rollendes Echo folgte. Dann wiederum klang es plötzlich, als zersplitterten große Glasberge, und der Widerhall klang aus allen Richtungen zurück. Oder das Getöse gemahnte an das Fallen schwerer Gegenstände und an das lawinenartige Herabrollen von Felsstücken. Während der Nachtstunden haben diese Geräusche etwas sehr Unheimliches und tragen nicht wenig dazu bei, die ohnehin abergläubischen Vorstellungen leicht zugängliche Bevölkerung in Angst und Schrecken zu setzen.“

Vermischtes

Wie man im Mittelalter und der Vorzeit gegen Teuerung kämpfte. Eine vergleichende Plauderei von Manfred. Heute werden viel weniger Kinder geboren, weil die Eltern vernunftgemäß einschen, daß bei den teuren anspruchsvollen Zeiten die armen Kleinen nicht genügend gegen des Lebens Unbill geschützt durch das Erdenland wandern würden. — Früher, so erzählen uns alte Chroniken und Geschichtswerke, wurden

unzählige Kinder in Zeiten der Not ausgesetzt und den damals noch vielvorkommenden reißenden Tieren zur Beseitigung überlassen. — Das grausame Gesetz der alten Germanen erlaubte nicht nur, sondern forderte beinahe, daß schwache kleine Knaben ausgesetzt oder getötet würden, man hatte nicht Zeit, solch' arme Kerlchen mühsam aufzupäppeln. . . . und die armen kleinen Mädchen waren von vorneherein ganz dem Gutdünken und der Gewalt des Vaters preisgegeben. Zuweilen verkauften sogar Gatten aus Not ihre Frauen, und mit Kindern geschah dies seitens armer Leute sehr oft. Auf Island, wo die Unfruchtbarkeit der Insel zu den härtesten Maßregeln zwang, wurde bei einer großen Hungersnot einmal beschlossen, alle alten und erwerbsunfähigen Menschen zu töten. — Es wurde außerdem aufgefodert, daß Ehen zwischen Armen nicht geschlossen werden dürften, damit sie nicht der Gemeinde zur Last fielen. Heiraten sie dennoch und können das bestimmte Vermögen nicht nachweisen, bekommen auch noch Kinder, so würden sie einfach aus dem Lande gejagt. Auch der gesetzliche Verlober der Frau, muß samt Weib und Kinder die Heimat räumen als Mitschuldiger. Das Christentum schaffte hier Wandel. Trotzdem bestanden die Isländer darauf, die Tötung oder mindestens Aussetzung verwaister oder verlassener Kinder beibehalten zu dürfen. Trotzdem mit aller Strenge von der Kirche dagegen Einspruch erhoben wurde, geschah es dennoch vielfach heimlich. Freilich konnten treue Mütter das Kind, das der Vater aussetzen wollte, dadurch retten, daß sie ihm sofort Nahrung boten, denn sobald ein Kind etwas genossen hatte, war es selbst diesen Barbaren gesetzlich heilig und durfte nicht getötet werden. Viele schöne alte Sagen berichten davon. Jede altdeutsche Mutter bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. nährte ihr Kind selber, dann aber machte sich der Einfluß römischer Sitten bemerklich und man gab die Kleinen bezahlten Ammen und Mägden zur Erziehung. Heute ist es anders geworden, was das Aussetzen und Töten der Kinder aus Not betrifft, und doch, wieviele arme kleine Wesen müssen verkommen und hungern! — Meist trifft auch hier, wie in grauer Vorzeit, die Eltern die Schuld, denn der Staat und die Kirche, die allgemeine Menschenliebe, sorgen ausgiebig dafür, daß die ausgesetzten Kinder zu ordentlichen Bürgern erzogen werden, trotz Teuerung und Hungersnot.

Die Kosten des Tripolifeldzuges. Es lassen sich jetzt, nachdem der italienische Schatzminister im Parlament einen Ueberblick über die Aufwendungen Italiens gemacht hat, die während des Tripolifeldzuges und infolge desselben entstanden sind, genauere Berechnungen über die tatsächlichen Ausgaben anstellen. Man hat vor nicht langer Zeit ausgerechnet, daß Italien annähernd 1 Million Lire (etwa 200.000 Dollar) täglich während des Feldzuges ausgegeben hat. Diese Summe reicht aber nicht annähernd aus, wenn man alles in Betracht zieht, was sich als militärische Notwendigkeit herausstellte und im Falle eines Unterbleibens des Feldzuges entweder in Fortfall gekommen wäre oder für andere Zwecke hätte Verwendung finden können. Die Summe von rund 1700 Millionen ist im allgemeinen nicht zu hoch gegriffen, wenn man alles zusammenrechnet, was in rein militärischer Beziehung allein mit dem Kriege und seinen Folgen im engen Zusammenhange steht. Für die Kosten des Tripolisunternehmens an sich, d. h. für die Ueberführung und Unterhaltung der Truppen auf afrikanischem Boden sind nach den Feststellungen des Schatzministers 547 Millionen gebraucht worden. Hierzu müssen noch Summen für neue An-

schaffungen von Kriegsmaterial, das verbraucht wurde, sowie für sonstige Zwecke, die durch Schäden des Krieges entstanden sind, hinzugerechnet werden. Diese Summe ist zurzeit noch nicht bestimmt, würde aber dem Gesamtbetrag von 1670 Millionen Lire noch hinzuzählen sein, so daß 1700 Millionen Lire sicher nicht zu hoch gegriffen sind. Von Sachverständigen wird ja oft genug bezweifelt, ob die Erwerbung der neuen Provinz sich jemals rentieren wird, und ob die Opfer nicht nur aufgewogen, sondern auch Zinsen für das hineingesteckte Volksvermögen bringen werden. Abgesehen hiervon ist anzuerkennen, daß der Wohlstand der Italiener und ihre Opferwilligkeit zugenommen hat, was sich auch aus der Steigerung des Etats für die Wehrmacht ohne weiteres ergibt. Während im Jahre 1906 für das Heer rund 128 1/3 Millionen und für die Flotte rund 297 Millionen verlangt wurden, bietet der Voranschlag des Etats für 1913/14 ein Ansteigen der Summen auf über 414 1/2 Millionen und rund 254 Millionen! Die Finanzen stehen im übrigen recht gut da, und man will die Kriegskosten durch laufende Einnahmen und einzustellende Beträge im Haushalt bis zum Jahre 1919 decken.

Die Deutschen — die besten Ehemänner. Ueber den deutschen Mann auf dem englischen Heiratsmarkt schreibt man der römischen „Tribuna“ aus London: Während die mittellosen jungen Lords sich, um ihr altes, schäbig gewordenes Wappen neu zu vergolden, ihre Frauen unter den amerikanischen Millionärstöchtern suchen, zeigen die englischen Frauen des vornehmen Mittelstandes bei der Männerwahl eine ausgesprochene Vorliebe für Ausländer, die sie den in Betracht kommenden einheimischen Freiern ganz entschieden vorziehen. Früher einmal war es das Ideal einer englischen Miß, einen Franzosen oder einen Italiener zu heiraten, aber gegenwärtig werden die Lateiner sehr wenig gefragt, man findet, daß sie im Allgemeinen zu unpraktisch und sentimental sind, und daß sie sich dem Familienleben, wie man es in England liebt, nur schwer anpassen, während ihre Eifersucht für friedlich freundliche Beziehungen zwischen Mann und Weib ein großes Hindernis ist. Der Platz, den früher in den Herzen und den Heiratsgedanken der jungen englischen Misses die Lateiner einnahmen, ist jetzt von den Deutschen besetzt, denn die deutschen Männer scheinen den englischen Frauen größere Gewähr für Ruhe, Gleichmäßigkeit und Duldsamkeit im Eheleben zu bieten. Ein Deutscher hat gemeiniglich nicht den Geist und Witz der Franzosen, er ist vielleicht auch ein wenig bäuerlich in seinen Manieren und kleidet sich ganz sicher nicht so vornehm und gewählt wie der Lateiner; auch von feurigen, stürmischen Liebeserklärungen dürfte er nicht so viel wissen. Wenn der Deutsche aber aus einem Bräutigam ein Ehemann wird, ist er nach dem Urteil der englischen Frauen unübertrefflich und sozusagen unbezahlbar. Während er äußerlich seine teutonischen Charaktermerkmale beibehält, verwandelt er sich innerlich vollständig und bietet im Tun und Lassen Alles das, was in der englischen Gesellschaft verlangt wird. Seine persönlichen guten Eigenschaften, seine Neigungen zur Sparsamkeit, seine Liebe zur Familie, seine Zähigkeit und Ausdauer bei der Arbeit bringen ihn immer wirtschaftlich vorwärts, und in den Augen der englischen Frau, die immer den Sinn auf das Praktische gerichtet hält, ist das nicht die am wenigsten schätzenswerte seiner guten Eigenschaften.“

Geheilt

Humoreske von Josef Prüger.

„Rrrrr“ surrte die Telephonklingel in der Wohnung des Professors Hochstöger. Wie elektrisiert sprang des Professors munteres Töchterchen Hilda, das sich allein in dem Arbeitszimmer des Papas befand und schon lange sehnlich auf das Zeichen gewartet hatte, auf und stürmte zum Apparat, wobei sie über den mächtigen Papierkorb stolperte und ihm umwarf, daß der Boden weithin mit weißen Papierschnitzeln bestreut war.

„Hallo! Hier, Hilda — — —“

„Na, den Göttern der Schwesternliebe sei Dank, daß du mich endlich anrufst, Mizzi! Ich bin vor Ungeduld schon zerflossen. Also, was hast du denn ausgerichtet?“

„Hurra, das wird fein! Zwei rote Teufelsdomino sagst du? Na warte, du schüchterner Hans, das wird gut werden! Die Teufelinnen sollen dir die Hölle tüchtig heiß machen.“

Schelmisch lächelte das schöne Mädchen, während es die Muschel am Ohr hielt und der Schwester Standrede über sich ergöhen ließ.

„Freilich, freilich, Mitzinaus, wenn man verheiratet ist, kann man leicht moralisieren. Pfui! Aber nein, du wirst mich von meiner Ansicht, Hans, pardon, den in allen Ehren promovierten Doktor der Philosophie, Johannes Heinrich Dörfler, einmal recht gründlich an der Nase herumzuführen, nicht abbringen. Der soll mich kennen lernen!“

„Paperlapp! Ist ganz und gar meine Sache. Wir treffen uns, wie besprochen. Ich mache jetzt rasch Toilette und um acht Uhr bin ich bei dir. Ich höre soeben, wie mein hochverehrter Schwager, dein Gemahl, mit Papa und Mama herüberkommt. Also — Sehluß! — — — Halt! Hallo, Mizzi! Die Taschentücher mit unseren Redoutenamen bring ich mit: Olga und Ella. Servus!“

Die vor Aufregung ganz rote Hilda hatte kaum Zeit, den seines Inhalts beraubten Papierkorb wieder zu füllen und an seinen gewohnten Platz zu rücken, als sich die Türe öffnete und Mama und Papa mit ihrem Schwager Fritz erschienen.

„Nun, Hildachen,“ rief dieser fröhlich, „hast du dich schon mit Mizzi verständigt? Die ist ja den ganzen Tag wie närrisch in allen Maskenleihanstalten herumgelaufen.“

„Wir sind beide kriegsbereit,“ antwortete Hilda ernsthaft.

„Und ihr wollt wirklich allein zur Redoute fahren?“ fragte die Mama; „sozusagen zwei getrennte Lager.“

„Aber schau, Mama,“ schmeichelte Hilda, „anders hätte es doch gar keinen Sinn, da wir doch gleich erkannt würden.“

„Als ob dies das größte Unglück der Welt wäre,“ brummte Professor Hochstöger gutmütig, „darum führen sie solch modernen Schnack auf.“

„Du wirst uns sicher auch nicht erkennen, Papa,“ schaltete Hilda listig ein.

„Ihr werdet euch viel um mich kümmern!“

„Und geben die Damen wirklich keine Anhaltspunkte?“ fragte Hildas Schwager. „Wenn ich nun jemanden wüßte, der sich besonders dafür interessiert,“ setzte er mit pffiffigem Lächeln hinzu.

„Gar nichts, wir schweigen wie zehn Grüfte — Nur von Grün habe ich etwas sagen hören,“ log Hilda und flog aus dem Zimmer. — —

Zur selben Stunde stand der im Telephongespräche erwähnte junge Doktor der Philosophie Johannes

Heinrich Dörfler in seiner Junggesellenbude vor dem Spiegel und kleidete sich zu der Maskenredoute an, die heute abends als Nachkränzchen des großen Professorenballes stattfinden sollte.

Der Frackanzug saß tadellos wie immer — und wie immer, so würde es auch heute werden, lustig, flott und doch nicht ganz so, wie er es gern gewollt hätte.

Doktor Johannes seufzte. Wie viele Bälle hatte er nun im heurigen Karneval schon der lieben, süßen Hilda wegen besucht! Seine Kollegen fragten ihn fast täglich, ob er denn nicht wisse, daß es nun im Hause Hochstöger bald Verlobung geben werde und zwinkerten ihm lustig zu.

Und er gestand es sich selbst ruhig und ohne Rückhalt, daß er Hilda liebe. Ja, auch dies konnte er ohne Selbstüberhebung behaupten, daß auch sie ihm von Herzen gut sei. Aber, da war eben dieses „Aber“ und ließ sich trotz aller Liebesargumente nicht aus der Welt schaffen.

Hilda hatte einen Zug zur Koketterie, das war nicht zu leugnen. Sie flirtete mit ihrer ganzen übersprudelnden Munterkeit durch den Ballsaal, machte alle Männerherzen unsicher und in mancher lieben Stunde das Herz des Doktor Johannes sehr unglücklich.

Und so nahe dieser schon daran gewesen war, ihr von seiner warmen Liebe zu sprechen, so himmelweit befand er sich nach einem solchen Balle von diesem Gedanken entfernt, denn was für eine Frau könnte ein Mädchen abgeben, das ihm eigentlich nie so recht einen Beweis tieferen Fühlens erbracht hatte!

Dies war auch der Grund, warum er sich bei manchem Alleinsein mit ihr zurückhaltender verhielt, als er es sonst getan hätte und dies stempelte ihn, er wußte es ganz genau, in Hildas Augen zu einem schüchternen Verehrer.

Genau so würde es heute wieder werden, ja vielleicht noch schlimmer, da es ja bei einer Redoute selbstverständlich toller und freier zugeht.

Es klingelte plötzlich und sein Freund Fritz, Hildas Schwager, stürmte herein, um ihn abzuholen. Lachend schlug er ihm auf die Schulter.

„Du Hans, Hilda hat sich vorhin verraten.“

Fragend sah ihn dieser an.

„Meine Frau und sie kommen in grünen Dominos.“

„Wenn es nicht bloß eine Falle war,“ meinte der Doktor zweifelnd.

„Kann sein, aber ich kenne meine Frau unter Tausenden heraus, du kannst dich auf mich verlassen.“

Inzwischen hatte Hans Dörfler seine Toilette beendet und stieg an des Freundes Seite die Treppen hinab.

In dem eleganten Ballsaal schwebten die versuchenden Stimmen des Orchesters und im Halbdunkel promenierten und saßen bereits viele Masken, mit den ausdruckslosen schwarzen Larven ihre schönen oder minder schönen Züge verhüllend.

Der erste Walzer schwirrte auf und nun war mit einem Schlage die Stimmung der Maskennacht da. Wie tolle Teufelchen flogen suchende Blicke unter den diskreten Verhüllungen hervor und begannen ein gefährliches Spiel.

Mancher Unachtsame wurde vom leichten Schlage eines Fächers getroffen und mit Anzüglichkeiten überhäuft, die ihn erstaut und hilflos der Macht einer schwarzgesichtigen Schönen auslieferten.

Doktor Dörfler stand mit seinem Freunde Fritz an einer Säule neben dem Eingange und beide liesen ihre Augen suchend über die Menge gleiten. Da faßte der Doktor den Freund beim Arme und

Die Münchner

Jugend

liefert
gratis und franko

an jedem Interessenten eine
farbig reich illustrierte 4-6
Kunstdrucke enthaltende
Probenummer.

Ein stattlicher Band 5 Mk
in elegant Umschlag mit
vielen künstler. & literar.
Beiträgen, kostet 50 Pfg.
Quartalsabonem. (13 N^o)
4 Mark.

Auf allen Bahnhöfen der Welt
zu haben.

München · Verlag der „Jugend“

wies auf zwei grüne Dominos, die noch ohne Begleitung an ihnen vorübergingen. Doch Fritz sagte rasch: „Die sind es sicher nicht, warten wir noch! Uebrigens,“ er neigte sich zu des Fremdes Ohr, „da Hilda schon von Grün gesprochen hat, könnten uns beide als Sündenböcke dienen.“

Ehe Hans antworten konnte, ging eine leichte Bewegung durch die dem Eingange zunächststehende Herrengruppe und zwei zierliche scharlachrote Dominos schlüpfen in den Saal und mengten sich in die Reihen der promenierenden Masken.

Kaum hatten sie ein paar Schritte getan, als Fritz sich an den Freund wandte: „Ich verwette meinen Kopf, die sind's!“

Auch Hans hatte an einer Bewegung, die Hilde besonders eigentümlich war, mit untrüglicher Gewißheit die Gesuchten erkannt.

„Wir dürfen jetzt um keinen Preis mit ihnen zu reden anfangen,“ sagte Fritz.

„Selbstverständlich nicht, das wäre sehr ungeschickt,“ würgte Hans mit einiger Umständlichkeit hervor. Dabei folgte er jedoch mit den Blicken unausgesetzt den beiden Teufelinnen, die manchem Herrn schäckernde Worte zuwarfen.

Eben gingen wieder die grünen Dominos an ihnen vorüber und Fritz zog den Doktor mit sich, der nun wohl oder übel folgen mußte.

Rasch begannen sie ein Gespräch und fanden scherzhafte Erwidrerung. Da Fritz eine geschickte Schwenkung machte, kamen sie mit den beiden Grünen an den Roten vorüber, die sich verwundert anstießen. Ja, die kleinere von ihnen konnte ein losplatzendes Lachen nur mit Mühe unterdrücken.

Desto absichtlicher und lauter sagte Hans zu einem der grünen Dominos: „Und du kannst leugnen, wie du willst, du bist doch meine Frau!“

Während die Angesprochene lebhaft protestierte, erfaßte auch Hans rasch die Situation und sagte zur zweiten Grünen: „Und du, liebe Maske, kannst nur Hilda sein, übrigens verrät es mir dein Gang.“

Hans und Fritz sahen noch, wie die Teufelinnen aus ihrer Nähe verschwanden und lachend mit-

einander wisperten. Nach einigen Rundgängen überließ Hans den Freund seinem weiteren grünen Schicksale und machte sich auf die Suche nach der echten Hilda.

Ein glänzender Plan war in ihm aufgetaucht; na warte, du kokettes Mädel!

Er fand die beiden Teufelinnen bald; sie saßen, noch immer lachend, auf einer Bank und schienen sich über ihre Beobachtungen köstlich zu unterhalten.

Inzwischen hatte man zu tanzen begonnen und Hans, der ganz unschuldig in ihrer Nähe stehen geblieben war, spähte umher, als ob er eine Tänzerin suche. Endlich drehte er sich kurz um und verneigte sich vor Hilda.

„Darf ich um einen Tanz bitten, schöne Maske.“

Sie erhob sich etwas erstaunt und pipste mit verstellter Stimme: „Aber ich kenne dich ja gar nicht!“

„Auch ich ergehe mich vorläufig nur in Ahnungen,“ erwiderte Hans voll teuflischer Unschuld.

„Und die sind?“ pipste sie zurück.

„Haben die Damen nicht den Roten-Kreuz-Ball besucht?“ fragte er arglistig.

Da begriff sie endlich, schlich zu Hans zurück und gab ihm die Hand.

„Ich will gewiß nimmer kokett sein, Herr Doktor,“ sagte sie leise.

„Wie ich es von meiner Braut auch nicht anders erwarte,“ erwiderte er und schloß sie in seine Arme.

Als Papa und Mama geholt wurden, konnten sie nur mehr zur Vereinigung der getrennten Lager gratulieren, ebenso wie die beiden grünen Dominos, die sich als Freundinnen Hildas entpuppt hatten.

Lebensweisheiten.

Uebergib deinem Kinde kein großes Geldstück, wenn es Kleinigkeiten einkaufen soll.

* * *

Iß geräuschlos.

* * *

Betrachte dein Alter nicht als Privilegium für deine Fehler.

* * *

Fahre nicht fortgesetzt im Eilzug der Zeit.

* * *

Denke beim Lichtlöschen ans Lichtanzünden.

* * *

Glaube nicht an dein Mißgeschick.

* * *

Decke Ausgaben der Gegenwart nicht mit den Einkünften der Zukunft.

* * *

Eile dich, Geliehenes zurückzugeben.

* * *

Nimm teil an den Liebhabereien deines Ehegatten.

* * *

Sichere dir erst den Boden, ehe du auf eine Leiter steigst.

Fabel.

Voll Verachtung sprach ein Pferd,
Als es einen Esel sah:
„Tölpel, komm mir nicht zu nah',
Einfaltspinsel ohne Wert!

Wenn mich Jemand sehen sollt'
Dir vereint — mir wär's zum Tadel;
Du bist Plebs, und ich bin Adel;
Du bist Talmi, ich bin Gold!“

Langohr d'rauf das Roß belehrt:
„Dennoch wir einander gleichen:
Du bist Esel für die Reichen,
Ich bin für die Armen Pferd.“



Feuilleton.

Ein Wintertraum.

Roman von Anny Wothie.

(Fortsetzung)

Der Prinz zog das schöne Mädchen heißer an sich. Seine ernsten Augen leuchteten auf, während er ihr innig zuflüsterte:

„Meine holde, meine süße Braut.“

Irmengard verzog die Lippen im bitteren Spott. Er sah es nicht. Sie schmiegte ihren rotleuchtenden Kopf dichter an seine Schulter.

Ein anderer aber sah in dem blassen Antlitz die von Tränen verdunkelten Augen. Er stand in der Halle und starrte in der Saal. Langsam nahm er die weiße Chrysantheme auf, die matt und welk ihm zu Füßen lag. Unwillkürlich drückte er sie mit einem schweren Scufzer an seine Lippen, dann verberg er sie an seiner Brust.

Kalt und ruhig war sein Antlitz, als er bald darauf durch den Saal auf seine Frau zuschritt, die sich mit Sutheim an einem kleinen Tischchen vergnügte und mit Behagen Champagner schlürfte.

„Auf deinem Wohle, Maxerl, um mit Bräsig zu reden“, lachte sie, das Glas erhebend.

Sein Zornesblick ließ sie verstummen.

„Es ist Zeit, aufzubrechen, Evelyn“, grollte er.

„Aber wollen Sie denn nicht Platz nehmen, Herr von Köpping? Es ist jetzt gerade so gemütlich!“ rief der Attaché, sich erhebend und ein Glas für Max füllend.

„Danke sehr, Herr von Sutheim, ich liebe diese Art von Gemütlichkeit nicht.“

Einen Augenblick bohrten sich die Augen der beiden Männer drohend ineinander, dann aber machte Köpping dem Attaché eine tadellose Verbeugung und reichte Evelyn den Arm.

Sie wagte keinen Widerspruch, aber ihre Augen strahlten Sutheim noch einmal verheißungsvoll an, dann rauschte sie mit kurzem Gruß am Arme ihres Mannes aus dem Saal.

In demselben Augenblick trat Baron Torres an den Tisch, und indem er sein Monokel fester ins Auge drückte, näselte er blasiert:

„Aeh, hurra, wir leben noch, Baron“, und Evelyn nachblickend, summte er, sich kokett in den Hüften wiegend:

„Holde Ninon,
Kleiner Gaston,
Süß ist dein Kuß
Wie ein Honigbonbon.
So sprach Gaston
Zu klein Ninon
Einst in der Frühlingsaison.“

Sutheim hatte die Gläser gefüllt. Lachend sahen sich die beiden Männer in die Augen, und hell klangen die Gläser mit dem schäumenden Sekt aneinander.

Sie hatten sich auch ohne weitere Worte verstanden.

Eine Stunde später barg sich ein rotleuchtender Mädchenkopf in die weißen Kissen seines Lagers. Die Hände unter dem Kopf verschränkt, lag Irmengard und starrte in die weiße, glitzernde Mondnacht hinaus. Ingeduld tanzte wohl noch unten mit Leo oder mit den anderen, und Tante Bella saumte sich in dem Glück, von dem ihr Irmengard gleich in fliegender Eile berichtet.

Tante Bella konnte es zwar gar nicht begreifen, daß Irmengard wegen unerträglicher Kopfschmerzen sogleich zu Bett gehen wollte. Sie hielt es jedoch

für klüger, bevor der Prinz nicht offiziell um Irmengard bei ihr geworben, daß sich die Nichte zurückzog, zum großen Kummer des Prinzen, der sich schon für den anderen Morgen bei Onkel und Tante zu einer Unterredung angemeldet hatte.

„Wären doch die nächsten Tage erst überstanden“, ging es durch Irmengards Seele. Tiefer drückte sie den Kopf in die Kissen, um das qualvolle Aufschluchzen zu ersticken, das ihren ganzen Körper durchlief.

Nun war ihr Schicksal besiegelt. Das, was sie so heiß ersehnt, so dringend begehrt, war erreicht. Ein glänzendes Ziel. Ein viel beneidetes Los, das zu erreichen seit Monaten ihr ganzes Sinnen und Streben ausmachte. Jetzt, wo sie es erreicht, wo sie den Gipfel ihrer kühnen Pläne erklimmt, da war es ihr, als ob sie an einem Abgrund angefangt sei, der sie unrettbar in die Tiefe riß.

Hatte sie denn nicht selber fiebernd diese Stunde verlangt? Warum graute ihr vor dem Verlobungskuß des Prinzen, den er ihr vorhin beim Abschied in der einsamen Halle zart auf die Stirn gehaucht? Warum fühlte sie immerwährend die nachtdunklen Augen des anderen auf sich gerichtet, des anderen, den man betrogen hatte, der nicht an sie geglaubt, dessen Liebe zu schwach war, die in Stücke ging, als sich der erste Feind ihr nahte, des andern, der sich von ihr verraten wähnte, während er sie selber verriet.

Und Irmengard schluchzte in endlosem Jammer auf, und heiße Tränen, wohl die bittersten, schmerzvollsten, die sie je geweint, strömten wie eine unermeßliche Flut über ihre erblaßten Wangen.

Und da unten im Saal schwirrten die Geigen. Wie der Sterbeseufzer ihres Glücks klang wieder die alte, japanische Romanze zu ihr herauf:

„Welkende Mohlblumblüten,
Welkende Tränen dran.“

Da legte Irmengard, zum erstenmal nach langer, langer Zeit betend, die Hände über der jungen Brust zusammen. Wirre Worte drängten sich von ihren Lippen. Um Kraft bat sie, um diesen Kampf zu bestehen, um Kraft und Stärke.

Als schon lange die Musik verklungen, weinte sie noch immer bitterlich.

* * *

Ganz Oberhof strahlte im Festgewande. Fahnen flatterten von den Dächern, und grüne Tannengehänge bekränzten die Türen. Und dazu überall der köstliche, weiße Schnee. Ein Flimmern und Funkeln in der Luft, ein Flimmern und Funkeln über Baum und Strauch. Tiefblau lachte der Himmel, und die Sonne warf ihre goldenen Strahlen weit hinein in Fenster und Stuben und lag mit gleißender Pracht über dem im Rauhreif prangenden Wald.

Die Schwärzwälder und die Crawinckler Straße wimmelten von Sportsleuten. Schlitten mit dicken Pelzdecken glitten mit fröhlichem Geläut die weißen Straßen entlang.

Rodel und Bobs sausten zwischen Schlitten und Automobilen nach Ohrdruff zu, und am Start vor dem Schloßhotel harrte eine erwartungsfrohe Menge. Der Herzog Karl Eduard von Sachsen, Koburg-Gotha und seine Gemahlin mußten hier vorüber, um zu den Tribünenplätzen der Bobsleighbahn an der unteren großen Kurve zu gelangen.

Und da kam auch schon das lichtbraune Automobil des herzoglichen Paares herangesaust und hielt, indem es elegant die Kurve nahm, vor dem Schloßhotel.

Brausende Hurrarufe empfingen es.

Der junge Herzog grüßte strahlend, und die blonde, zarte Herzogin nickte nach allen Seiten.



Das Auto war sofort von Sportsleuten umringt. Der Vorsitzende des Wintersportvereins erstattete dem Herzog einen kurzen Bericht, und die Herzogin zog in ihrer gewinnenden, liebenswürdigen Art gleich einige Damen ins Gespräch, auch Tante Bella, deren burschikose Art augenscheinlich die junge Herzogin höchlichst amüsierte.

Jetzt entdeckte sie auch Ingelid, der sie herzlich die Hand reichte.

„Bob-Heil, Gräfin!“ rief sie voll aufrichtiger Freude. „Ich sah mit großem Vergnügen bei den Nennungen Ihren Namen. Sie steuern den „Aar“?“

„Ja, königliche Hoheit, aber nur für heute. Morgen wird der „Aar“ von Mister Wood geführt.“

„Ist das nicht der kühne Flieger, von dem mir der Herzog erzählte? Wie interessant! Schade, daß wir morgen nicht mehr hier sind! Aber wie kommt es, daß Prinz Schwarzenek nicht den „Aar“ selber steuert?“

„Der Prinz hat sich der Mannschaft der „Hexe“, der meine Schwester angehört, für die beiden Rennen zugesellt“, entgegnete Ingelid mit feinem Lächeln.

„Aber natürlich, Gräfin, Ihre Tante, die Gräfin Rotteck, erzählte mir ja von der Verlobung. Meinen herzlichsten Glückwunsch für das junge Paar. Hoffentlich kann ich ihm später noch persönlich meine besten Wünsche sagen.“

Ingelid trat zu ihrem Schlitten, der sie zum Start der Bobsleighbahn bringen sollte. Ihre Augen waren leicht umflort, und ihr Antlitz schien noch um einen Schein blasser als sonst.

„Du bist doch ruhig, Ingelid?“ fragte ihr Verlobter, indem er ihr beim Einsteigen behilflich war. „Fast scheint es mir, als wäre es besser, du steuerst heute nicht.“

„Ohne Sorge, Leo. Natürlich hat mich die Verlobungsgeschichte etwas aufgeregt. Wenn ich den „Aar“ erst in den Händen habe, bin ich ganz sicher. Was sagst du denn dazu, daß Frau Köpping plötzlich mit zu unserer Mannschaft gehört? Sie fährt an des Prinzen Stelle auf dem „Aar“, der sich natürlich nicht von Irmengard trennen will.“

„Ganz verhaßt ist mir der ganze Handel“, murmelte Leo mit finster gefalteter Stirn. „Irmengard, glaube ich, wird uns noch viel Sorge machen, Kind, verlaß dich darauf.“

Die Pferde zogen an, und dahin sauste der Schlitten, die glitzernde Straße entlang, dem Start der Bobsleighbahn zu.

„Kommt es dir ungelegen, daß Frau von Köpping zu unserer Mannschaft gehört? Du weißt, Köpping ist mein Freund. Wir hätten sie ja sonst einfach ablehnen können, aber das ging doch, wie ich mit Köpping stehe, absolut nicht. Ist es dir sehr unangenehm?“

„Nein und ja. Es scheint mir etwas riskant, da Frau von Köpping nicht mit uns trainiert ist.“

„Köpping meint ja, daß er für seine Frau einsteht. Sie soll eine sehr kühne Bobfahrerin in St. Moritz gewesen sein.“

„Na, da er selber dabei ist, wird er ja auf seine Gattin achten. Diese zusammengewürfelte Mannschaft für dieses Mal könnte mich wirklich nervös machen“, meinte Ingelid unmutig.

„Rechnest du Mister Wood auch dazu?“

Ingelid hielt kühl den Blick ihres Verlobten aus. War es nicht wie ein Fischen in seinen Augen?

Sie zuckte leicht die Schultern. Es war ihm, als ob eine leise Röte in ihrem Antlitz kam und ging.

Da hielt auch schon der Schlitten. Die hohe Gestalt Mister Woods in dem schwarzen, weißbesetzten Sportanzug trat auf sie zu. Er grüßte Ingelid mit einer tiefen Verbeugung, ohne ihr die Hand zu rei-

chen oder die Hand zu beachten, die sie ihm schon halb und halb entgegenstreckte.

Wieder stieg das Blut in ihr Gesicht, und als sie fühlte, daß Leo sie beobachtete, errötete sie noch tiefer.

Der Start war schon sehr belebt. Schlitten, die Fahrer und Bobsleighs herbeischleppten, kamen und gingen und von der nahen Rodelbahn klang munteres Lachen.

Kerlehens rote Jacke leuchtete zwischen den weißbeschnittenen Bäumen auf.

Hans Ulrich Vossen, der die „Hexe“ führte und der schon zur Abfahrt bereitstand, starrte wie verzaubert auf den roten Punkt, aber Kerlehen kümmerte sich durchaus nicht um das Bobfahren, sie wollte heute beim Rodeln Siegerin sein. Ihn sah sie mit keinem Blick an, und das kränkte Hans Ulrich mehr, als er sich eingestehen mochte.

Jetzt wurde die Reihenfolge der Fahrer am Start ausgelost. Leo war einen Augenblick in das Klubhaus getreten, da sagte James Wood zu Ingelid:

„Unsere Mannschaft setzt sich heute anders zusammen, gnädigste Gräfin, wie ich zu meinem Erstaunen höre?“

Ingelid zuckte die Achseln.

„Es läßt sich leider nicht ändern. Fürchten Sie sich?“

Mit halbgeschlossenen Augen sah der Flieger spöttisch in ihr zartes Gesicht.

„Nein, aber ich fürchte, es macht Sie unsicher.“

Ingelid hob stolz den Kopf. Tiefer zog sie die weiße Wollmütze über das dunkle Haar. Ihr ganzes Wesen war eine einzige spöttische Ablehnung.

Jetzt traten auch Köppings und Riele Vossen aus dem Klubhaus, gefolgt von Leo.

Die Begrüßung mit Köppings war sehr flüchtig, auch mit Riele von Vossen, die Ingelid sonst sehr gern mochte, begrüßten sie sich heute nur kühl.

Warum tat es ihr so weh, daß Riele so selbstverständlich an Leos Seite blieb, daß sie ihm mit so guten, sanften Augen ansah und so verständlich zuhörte, als er ihr von Wolfsau sprach?

Wieder dachte Ingelid: „Sie hätte viel besser zu Leo gepaßt.“

„Wie verteilen wir uns am weisesten?“ fragte Riele munter, indem sie in der Mitte des Bobs Platz nahm und ungeniert die Beine von sich streckte.

„Bitte, rücken Sie zu mir, gnädiges Fräulein,“ bat Leo, der wie fast immer als Bremsenführer, „ich fühle mich dann immer so sicher und geborgen.“

Eine leise Röte stieg in das Antlitz des jungen Mädchens, das bereitwilligst seiner Bitte nachkam.

Ingelid lächelte spöttisch dazu.

„So, bitte, Herr von Köpping, Sie reihen sich jetzt mir an,“ dirigierte Riele weiter, „dann die gnädige Frau und Mister Wood.“

Fast erschreckt wandte sich der Engländer um.

„Wenn Sie sich weigern,“ flüsterte ihm Evelyn heimlich zu, „so mache ich Ihnen hier eine Szene.“

Er verbeugte sich spöttisch.

„Platz nehmen! Platz nehmen!“ mahnte der Wettlaufleiter, und die Bahnordner überblickten prüfend die Strecke.

In Scharen zogen die Zuschauer durch den tiefen Schnee, dicht an der Bobsleighbahn entlang, um sich an den gefährlichsten Kurven aufzustellen.

Die Kampfrichter verglichen ihre Uhren. „Eins — zwei — drei!“

Ingelid saß am Steuer.

Dicht hinter ihr der Flieger, an den sich eng Evelyns volle Gestalt schmiegte.

Er fühlte wohl die Absicht ihrerseits, aber er nahm gar keine Notiz von dem blonden Weib, das so raf-

finiert durchgesetzt hatte, in seiner Bobmannschaft mitzufahren.

„Bob-Heil!“

Schon sauste der Schlitten die steile Bahn hinab.

Der Wind pfliff um die Ohren. Rieles Hupe klang durch den Morgen. Vor Mister Wood saß Ingelid am Steuer, unbeweglich und sicher.

Und er konnte nicht anders, gerade an der gefährlichsten Kurve, die sie glänzend unter dem Hurrageschrei der zahlreichen Zuschauer nahmen, da flüsterte er ihr zu:

„Meine süße, meine holde, meine weiße Wunderfrau.“

Er sah mit Entzücken, wie leise das Blut Ingelid bis in die kleinen Ohren stieg. Unwillkürlich beugte er sich weiter vor, der kühnen Lenkerin zu, da hörte er hinter sich Evelyn in leisen Zischlauten hervorstoßen:

„Achtung, Mister Wood. Eine einzige Bewegung, die ich nicht dulde, und Sie und ich sind gewesen.“

Er hörte nicht auf Evelyn. Er sah starr gerade aus, aber er fühlte ihren heißen Atem, und er hatte plötzlich das Gefühl, als lauere in seinem Rücken eine wilde Katze. Wenn sie zusprang, war es um sie alle geschehen. Er dachte dabei nicht an sich, nur an die weiße Frau dort am Steuer, und wie er

sie schützen konnte, schützen vor Evelyn.

Er sah und hörte nichts mehr. Ein wildes Sprühen war vor seinen Augen. Mit rasender Geschwindigkeit schoß der „Aar“ zu Tal.

Brausendes Hurrageschrei begrüßte sie. Glatt durchlief der Bob die letzte Strecke, vom Jubel der Zuschauer umgeben.

„Eine Minute und 52 Sekunden“, kündete lächelnd der Kampfrichter mit der weißen Biade am Arm. „Der „Aar“ hat den Herzogspreis.“

Ingelids Augen strahlten auf — die „Hexe“, die „Gazelle“, der „Teufel“, die „Fledermaus“, die sich am Rennen beteiligten, hatte sie geschlagen.

Der Herzog kam, die kühne Lenkerin zu beglückwünschen. Von den Tribünen jauchzte man ihr und ihrer Mannschaft zu.

Die Herzogin sprach wieder liebe Worte zu ihr. Irmengard, ihre sonst so spöttische Schwester, umarmte Ingelid mit hellen Tränen in den Augen.

„Ich hatte so Angst um euch“, flüsterte sie Ingelid erregt zu.

Irmengard und Angst haben. Ingelid mußte immer daran denken. Wie seltsam verwandelt die Schwester war! Dabei erschien sie doch so strahlend glücklich, und das ernste Gesicht des Prinzen war ganz verklärt.

„Es ist lieb von Ihnen, Gräfin“, hatte er vorhin

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber

Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!



A. KRUPP BERNDORF

für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

080  BM

für Alpaca

zu ihr gesagt, „daß Sie mich so freundlich als Schwager aufnehmen wollen, obwohl ich früher wie ein dummer Junge Sie mit meinen Galanterien gelangweilt habe. Vergeben Sie mir?“

„Ich wünsche nichts weiter, Hoheit, als daß Sie Irmengard glücklich machen. Ich habe Ihnen nichts zu vergeben.“

Er hatte ihr sehr feurig die Hand geküßt, so daß Leo lächelnd einwarf:

„Das Prinzlein wird doch nicht in seinen alten Fehler zurückfallen?“

Unwillkürlich drängte es Ingelid zu Leo. Sie schob ihre Hand in seinen Arm.

Er lächelte ihr gütig und lieb zu, und unter den Hochrufen der Menge schritten sie hinter den Schlitten, welche die Bobs zogen, den Weg hinan, der zum Aufzuge führte.

Auch hier empfingen sie Hochrufe. Hans Ulrich von Vossen und Kerlchen in ihrer roten Jacke, die ihren Rodel in den tiefen Schnee gefahren hatte, lieferten hier eine erbitterte Schneeballschlacht.

Hui, wie die weißen Bälle flogen! Beide kämpften leidenschaftlich, als ginge es auf Tod und Leben.

Je nachdem der eine oder der andere im Nachteil war, feuerten die Zuschauer die Kämpfenden durch Zurufe an.

„Kerlchen (wie ganz Oberhof die kleine Oertzen nannte) hat's“, rief es von allen Seiten. „Kerlchen ist Sieger, Hurra! Hoeh, Kerlchen!“ rief es von allen Seiten.

Ursula lachte triumphierend.

„So, nun hat er genug“, rief sie, Hans Ulrich noch ein paar große Schneebälle, die ihr die hilfsbereite Jugend eiligst zureichte, gerade ins Gesicht werfend, so daß er schützend die Hände über die Augen legte, weil er vollständig geblendet war.

„Ich werde mir doch von einem Manne nichts gefallen lassen!“ lachte Kerlchen. „Mich so hinterrücks mit Schneebällen anzugreifen! Nein, mein lieber Herr von Vossen, das wäre das letzte.“

„Sie haben mich gemordet, gnädiges Fräulein“, rief er halb belustigt, halb ärgerlich. „Ihre Wurfgeschosse enthalten ja Steine, die einen ins Jenseits befördern können.“

Ursula war ganz blaß geworden. Wahrhaftig, da sickerte ihm das rote Blut von der Stirn.

„Das — das habe ich gekonnt?“

Er nickte und wischte sich gelassen das Blut von der Stirn, und dabei sah er sie aus seinen klarblauen Augen so lieb an, daß es ihr ganz warm ums Herz wurde.

„Ach, ich Kamel“, seufzte sie komisch auf, dann aber kam schon wieder die Tatkraft über sie.

Ohne sich um die Zuschauer zu kümmern, die sich auch schon wieder anderen Fahrern und Schlitten zugewandt hatten, begann sie, Hans Ulrich das Tuch aus der Hand nehmend die Wunde mit Schnee zu kühlen.

Er ließ es sich wie ein Lamm gefallen.

„Ei, Kerlchen, als Samariterin!“ neckte Riele, die eben vorüberging. „Du glaubst nicht, Ursel, wie wehleidig der Junge ist. Wie kannst du dich nur so verstellen, Hans Ulrich, um so eine kleine Schramme?“

„Nun rede du auch!“ wurde Kerlchen grob. „Ich habe sie ihm doch beigebracht, und ich muß sie auch heilen.“

Sie sah nicht, wie Riele mit den anderen lachte.

Eifrig holte sie ein Täschchen mit Heftpflaster aus ihrem Sportgürtel hervor.

„Darf ich?“ fragte sie, mit der rosigen Zunge über das Pflaster fahrend.

„Es wird mir süß sein“, antwortete Hans Ulrich lächelnd.

„Quatschen Sie man bloß nicht. Tut es noch weh?“ fragte sie dann, mit dem Taschentuch das kleine Pflaster festdrückend.

„Nein, gar nicht, gnädiges Fräulein. Aber ich möchte Sie doch strafen.“

„Auch noch! Als ob ich nicht schon genug gestraft bin. Wissen Sie, das ganze Wettfahren macht mir nun keinen Spaß mehr. Heute zwei erste Preise; erst beim Einsitzer-Wettrodeln und dann beim Zweisitzer-Wettrodeln, trotzdem ich den Torres, das Schaf, bei mir hatte. Beinahe hätte der Kerl, weil er wie besessen schrie, noch die ganze Geschichte ungeschmissen. Aber ich wollte doch diesem Hassenfuß die Furcht abgewöhnen. Er ist nämlich gar nicht so schlecht, wie alle denken. Mir folgt er wie ein Hündchen. Wer weiß, ob man nicht noch einen ganz ordentlichen Menschen aus ihm machen könnte.“

„Nun ist es aber genug!“ brauste Hans Ulrich auf, indem er Kerlchens Rodel zornig aus dem Schnee zog. „Gestern lassen Sie sich von dem Piloten die Hände küssen, als könnte er gar nicht wieder von Ihnen loskommen. Und heute rodeln Sie schon wieder mit dem Torres, der als Mädchenjäger bekannt ist, jawohl bekannt.“

„Na, bei mir gibt's nichts zu jagen“, lachte Kerlchen. „Geld habe ich nicht, und was der wohl sonst jagen möchte! Nein, er tut mir nur leid, weil er so affig ist und immer ausgelacht wird. Ich habe nun mal so'n weichmütiges Herz.“

„Na, das haben Sie mir aber noch nicht gezeigt, Fräulein von Oertzen, und ich verlange nun als Sühne für begangene Schuld, daß Sie heute mit mir rodeln. Das haben Sie noch nie getan.“

„Ach, mit Ihnen“, rief sie bestürzt, „das ist ja ganz was anderes.“

„So, warum denn?“

Sie stand da, das ganze süße Gesicht in Glut getaucht.

„Ach, weil Sie so anders sind.“

„Aber als Pflaster, Kerlchen, auf meine von Ihnen geschlagene Wunde?“

Sie nickte.

„Na, meinetwegen. Das aber sage ich Ihnen, wenn Sie sich nicht riesig anständig benehmen, dann ist es aus mit uns. Mit Liebeserklärungen usw. dürfen Sie mir nicht kommen, wie neulich, als ich mit Ihnen tanzte. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich nichts von Liebe und solchem Kram wissen will. Ich will mich mal selber ernähren, das Abhängigkeitsverhältnis zu einem Mann paßt mir nicht. Ich werde Luftschifferin oder so was. Jawohl, Sie brauchen gar nicht zu lachen, und das Singen verbitte ich mir auch, wenn ich zu Ihnen rede. Verstanden?“

Nun lachte Hans Ulrich ganz laut. An beiden Händen hielt er Kerlchen, trotz der vielen Fußgänger, die ihnen begegneten, fest, und trotz ihres energischen Sträubens fragte er lustig:

„Kennen Sie denn den Text der Melodie?“

„Ach, lassen Sie mich doch zufrieden.“

„Ich denke nicht daran. Hören Sie nur zu!“ Und ohne auf ihr Sträuben zu achten, sang er laut durch den Winterwald:

„Mädel fein, Mädel fein,
Gibt sich drein, sagt nicht nein,
Das weiß ich beides ganz genau,
Wird meine süße, kleine Frau!“

Da riß sie sich mit einem kräftigen Ruck los, griff schnell nach ihrem Rodel, und wie gejagt hastete sie, den Schlitten hinter sich herschleifend, davon.

Hans Ulrich sah ihr mit glückseligen Augen nach, solange ihre rote Jacke durch die Zweige leuchtete. Dann kehrte er laugsam zu seiner „Hexe“ zu-

rück, die seiner am Aufzuge harrete.

Der weite, weiße Wald schien ihm in ein Feenreich verwandelt, und überall sah er Kerlehens strahlende, blaue Augen und ihr süßes Erschrecken, das ihn so selig machte. Und jauchzend klang es noch immer in seiner Brust:

„Mädel klein, Mädel fein.“

Zum Bobrennen war ihm heute die Lust vergangen. Er spann ganz andere und süße Träume in dem weiten, weißen Wald. In der Luft war es wie ein Jauchzen, und der weiße Schnee funkelte wie von tausend glückseligen Träumen, und überall war Glück, war Sonne.

* * *

Mittags gab's einen Damenlauf auf Skiern an der Schloßwiese abwärts, die Schwärzwälder Straße entlang.

Irmengard, der Prinz und Riele Vossen hatten sich auch daran beteiligt, und Frau von Köpping war Siegerin geblieben.

Man hatte die blonde, etwas zur Fülle neigende Frau sehr bewundert, und Irmengard hatte ein unangenehmes Gefühl nicht unterdrücken können, daß sie durch Evelyn geschlagen war.

Sie hatte sich vorher gar nicht um die Nennungen bekümmert, und als sie entdeckte, daß Evelyn an diesem Wettlauf teilnahm, auf den sich Irmengard schon so lange gefreut, hatte sie zwar sofort daran gedacht, das Rennen aufzugeben und lieber Reu-geld zu zahlen, aber ihr Stolz verbot es ihr dennoch.

Was würde Köpping von ihr denken! Irmengards Verlobter lachte, als sie mit Riele Vossen fast gleichzeitig das Ziel erreichte, das Frau von Köpping schon gewonnen.

„Uns nimmt man heute nicht übel, Irmengard, daß wir nicht Sieger sind. Ich war nie so wenig bei der Sache.“

Sie lächelte ihm so freundlich zu, und doch war ein Drohen in ihren Augen. Es verschwand aber sofort, als Köpping zu ihnen trat und nun offiziell seine Glückwünsche anbrachte. Sie war eine strahlende, glückselige Braut.

Köppings gequältes Gesicht ließ sie vor Lust erbeben.

„Er elidet,“ frohlockte sie immer wieder, „wie mich das beglückt, wie mir dieser Gedanke all die drückende Last von der Seele nimmt!“

Erst als Köppings Schlitten mit den lichtblauen Decken, der das Ehepaar zurück nach Oberhof trug, in der Ferne verschwand, atmete Irmengard wieder befreit auf.

Sie hatte es sich nicht so schwer gedacht, Braut zu sein, noch dazu die Braut eines Prinzen. Da waren schon in aller Frühe Depeschen hin und her geflogen. Der Vater des Prinzen hatte ihr in einem langen Telegramm kundgetan, wie sehr er von der Wahl seines Sohnes entzückt sei, und wie herzlich er sie als Tochter willkommen heiße.

Und Irmengard wußte ganz genau, welche Kämpfe es Prinz Günter gekostet hatte, die Einwilligung zur Verlobung mit ihr zu erlangen. Der Minister des Herzoglichen Hauses, dem der Prinz angehörte, hatte auch schon seinen Besuch telegraphisch für morgen angekündigt, um mit Onkel Gerwin Rücksprache zu nehmen und, wie Tante Bella sagte, die Ehepakten aufzusetzen.

„Daß du dich nicht etwa auf Linksseitiges einläßt“, hatte sie ihrem Bruder gedroht. „Linkshändig sind wir nicht. Die Rottecks nehmen es noch alle Tage mit diesem kleinen Prinzen auf.“

Irmengard hatte nur dazu gelächelt.

Wie gleichgültig das alles sie ließ! Und Tante Bella tat, als hinge das Heil der Welt daran.

Zuweilen mußte sie Irmengard erst besinnen, wo sie eigentlich war, und wenn Prinz Günter so selbstverständlich zärtlich zu ihr tat, dann hatte sie oft das Gefühl, als müsse sie ihn von sich stoßen.

Heute schon würde der Telegraph die Nachricht ihrer Verlobung durch die ganze Welt tragen, und morgen würde man es schon in den Zeitungen lesen.

Irmengard hätte am liebsten laut aufgeschluchzt, aber sie lächelte dem Prinzen zärtlich in die Augen, als der Schlitten sie zurück nach Oberhof brachte.

Tante Bella erwartete Irmengard schon in dem gemeinsamen Salon, der heute durch die Aufmerksamkeit des Prinzen verschwenderisch mit Rosen geschmückt war.

„Ihr kommt ja reichlich spät“, schalt die Tante. „Du lieber Gott, was ist das für ein anstrengender Tag. Nachmittag wieder das Sprungrennen! An Ausruhen ist doch gar nicht zu denken. Ein Glück, daß man nicht zum Lunch Toilette machen muß. Was ziehste denn für 'n Flunsch, Mädel? Anstatt die Hände dankend zum Himmel aufzuheben, tust du, als wäre dir die ganze Petersilie verlagelt.“

„Ich habe Kopfweh, Tante.“

„Kopfweh? Man hat kein Kopfweh, wenn man die Braut eines Prinzen ist, verstanden? Das wäre ja noch schöner. Bei Hofe gibt's nicht solche Entschuldigungen. Da, nimm ein wenig Riechsalz, und dann steck' dir ein paar Rosen an den Sweater. So was macht sich immer gut.“

Gehorsam tat Irmengard nach der Tante Gebot.

„Ist Ingelid schon zurück?“

„Nein, natürlich nicht. Rücksichtslos wie immer! Leo Geduld mit ihr begreife ich nicht. Findest du Leo nicht merkwürdig ernst, seitdem er aus Wolfsau zurück ist?“

„Es ist mir nicht aufgefallen, Tante. Darf ich mich jetzt zurückziehen? Ich möchte mich doch noch ein bißchen vor Tisch ausruhen.“

„Meinetwegen“, brummte die Tante. „Gerwin kommt auch nicht. Wirst du es glauben,“ rief sie ihrer Nichte, die schon in der Tür stand, nach, „daß er wie besessen darauf ist, mit der kleinen Oertzen zu rodeln? Ich bitte dich, so 'n alter, affiger Kerl und das junge Ding. Nicht mal Herzogs lockten ihn, und er hörte kaum, was königliche Hoheit sagte, so sehr war er auf das Rodeln verpicht. Den Hals wird er sich noch brechen, denn die Oertzen rast ja jedesmal bei der großen Kurve zum Gaudium des ganzen Publikums in den Schnee. Und das alte Huhn lacht dann mit der Krabbe um die Wette, als wäre er jung wie sie.“

„Aber laß doch dem Onkel das bißchen Jugend, Tante!“ rief Irmengard unmutig, die rote Zipfelmütze von den Locken reißend. „Er hat so wenig davon gekannt.“

„Na, nun wird's Tag,“ brummte Tante Bella. Sie hätte wohl ihrem erregten Herzen noch weiter Luft gemacht, aber Irmengard war schon gegangen.

Tante Bella kniff die Lippen zusammen. Hier galt es aufpassen. So gebärdete sie keine glückliche Braut. Du lieber Gott, wenn die ganze Geschichte nur nicht wieder zusammenkrachte. Dann war es aus mit Irmengards Zukunft. Dieses eigensinnige Geschöpf war imstande, noch im letzten Moment alles zu ruinieren.

Na, Gott sei Dank, daß auch diese kostspielige Winterfrische nicht nutzlos war.

Mit kritischem Blick ließ Tante Bella ihre blaßblauen Augen mit den rotblonden Wimpern durch den eleganten Salon schweifen.

„Um das zu erschwingen, können wir nun das nächste halbe Jahr die ganze Woche Kartoffeln in die Sauce stippen, die vom Sonntagsbraten übrig-

bleibt. Und dazu dieser Hochmut dieser beiden Mädel. Nicht zu begreifen!"

Und Tante Bella seufzte herzbrechend, und dabei roch sie wohlgefällig an den Rosen, die der Prinz gespendet.

Das war doch anders, als wenn Leo Ingelid ein paar Rosen brachte.

Und trotz ihres Kummers berauschte sich Tante Bella an der Hofluft, welche die Rosen von Oberhof, wie sie meinte, ausströmten, weil sie aus der Hand des Prinzen kamen.

Während Tante Bella in Zukunftsbildern für das Glück ihrer Nichten schwelgte, schritt Ingelid in dem ausgedehnten Wintergarten, der sich hinter der grossen Halle des Schloßhotels hinzog, etwas unruhig auf und nieder.

Durch die breiten Glasfenster konnte sie den Start vor dem Hotel überschauen. Aber nicht das rege Leben und Treiben der Sportleute fesselte sie. Ihr Blick irrte über weite, weiße Täler und Hügel in unermessene Weiten.

Das tief herniederhängende grüne Gezweig aus den Blumenampeln streifte fast Ingelids Stirn, sie gewahrte es gar nicht. Sie hatte auch nicht einen Blick für die Pracht der weißen Azaleen und die Fülle der großen, weißen Alpenveilchen, welche die Wände zwischen Lorbeer und Palmen schmückten. Nur die Schneepracht da draußen fesselte ihr Auge. Um diese Zeit war der Wintergarten ganz leer.

Langhin reihten sich die gemütlichen, kleinen Tischchen, von bequemen Korbsesseln umgeben.

Wie heiß es hier war. Ingeild riß ihre weiße Sportjacke auf, so daß die durchsichtige weiße Batistbluse zum Vorschein kam.

Jetzt ging Leo an der Seite Köppings und des Prinzen da draußen vorüber.

Mit finsterem Blick sah es Ingelid.

„Wie ruhig er ist,“ dachte sie. „Er ahnt nicht, daß ich jetzt hier stehe und auf den anderen warte.“ Und sie lachte fast hohnvoll auf.

„Warum hat Leo mich allein gelassen,“ grollte sie, „warum läßt er mich noch immer allein? Ist er meiner so sicher, oder macht es ihm gar nichts aus, mich zu verlieren?“

„Verzeihen Sie, gnädige Gräfin, daß ich Sie warten ließ“, tönte da plötzlich Mister Woods Stimme an ihr Ohr, und als sie sich umwandte, sah sie ihn in seiner ganzen stolzen, selbstbewußten Männlichkeit auf sich zuschreiten. „Ich wurde gegen meinen Willen aufgehalten, und ich bitte sehr, daß Sie mich gnädigst entschuldigen“, fuhr der Engländer fort, sich über ihre Hand beugend.

„War es so dringend, was Sie mir zu sagen hatten, Mister Wood, daß gar kein Aufschub möglich war? Ich hatte Ihnen ja schon zugesichert, daß ich Ihnen Gelegenheit geben wollte, mir aus Ihrem Leben zu erzählen, aber ich meine, Zeit und Stunde sind schlecht gewählt.“

„Darum handelt es sich ja jetzt gar nicht, Gräfin Rotteck. Ich bin im Augenblick so sehr bestürzt durch einen Brief meiner Mutter, die mir darin ankündigt, daß sie, die Deutschland niemals wiedersehen wollte, auf dem Wege nach hier ist, um, wie sie schreibt, Sie und Ihren Verlobten kennen zu lernen, in der Annahme, daß Ihr Verlobter derselbe Graf v. d. Decken ist, den meine Mutter einst in ihrer Jugendzeit gekannt.“

„Es wäre besser gewesen, Sie hätten Ihrer Frau Mutter nichts von mir geschrieben, Mister Wood.“

„Wie konnte ich denn von Ihnen schweigen, Ingelid, wenn ich von dem weißen Wald erzählte mit seiner Wunderfrau?“

„Ja, aber bester Mister Wood, was regt Sie denn nun dabei so auf, daß Ihre Frau Mutter meinen Ver-

lobten kennen zu lernen wünscht?“

„Weil es etwas ganz Ungewöhnliches sein muß, das meine Mutter zu der weiten Reise zwingt, und weil ich das beklemmende Gefühl nicht los werde, sie, meine Mutter, die ich so hoch verehere, die ich so innig lieb habe, kommt, um mir mein Glück zu rauben.“

„Wie kann ein Sohn nur so von seiner Mutter denken!“

„Ich weiß nicht, wie es kommt. Ich habe das Gefühl, als senke sich eine schwere Wolke auf unser Glück, Ingelid.“

„Unser Glück? Ich verstehe Sie wirklich nicht, Mister Wood.“

Seine grauen Augen unter den buschigen Brauen leuchteten heiß auf und umfaßten in glühender Leidenschaft ihre ganze Gestalt.

„Warum wehren wir uns denn?“ fragte er, vor der Gräfin stehen bleibend, „es ist ja doch nutzlos, Ingelid. Es gibt ein Verhängnis, das zwei Seelen unwiderstehlich zueinander zwingt. Ob wir uns auch wehren und kämpfen, ob wir uns auch dagegen sträuben, unser Schicksal erfüllt sich dennoch. Ich der Ihre, Sie die Meine. Das ist unabwendbar, das fühlen Sie gleich mir. Habe ich recht, Ingelid? Ich harre Ihrer Entscheidung.“

Ein Zittern ging durch die hohle Frauengestalt. Sie trat weit von dem Flieger zurück.

„Sie vergessen, daß ich nicht frei, sondern gebunden bin.“

„Alle Bande, selbst die festesten, lassen sich lösen, wenn der Wille zur Tat vorhanden ist.“

„Er ist nicht vorhanden, Mister Wood!“

„So habe ich mich getäuscht, Gräfin? Alles das, was zwischen uns ist“ —

„Ist nur ein Traum gewesen, Mister Wood, ein Wintertraum, der zerrinnt, wenn die Frühlingssonne scheint.“

Drohend blitzten Mister Woods Augen auf. „Spielen darf niemand mit mir, Gräfin, auch Sie nicht!“

„Wer sagt Ihnen, daß ich spielen will, ich bin viel zu müde dazu. Ich bin Ihrer Aufforderung gefolgt, Sie hier zu treffen, um Ihnen zu sagen, daß mir mein Weg ganz bestimmt vorgezeichnet ist, und daß ich diesen Weg gehen muß, ganz allein, Mister Wood, hinein ins Dunkle.“

„Das kann und darf nicht sein, Ingelid, ich bitte, ich beschwöre Sie, geben Sie mir Gelegenheit, mich mit Ihnen auszusprechen. Hier ist es nicht möglich, alles das zu sagen, was ich auf der Seele habe.“

„Sie verlangen Unmögliches, Mister Wood. Warum in Worte kleiden, was wie ein schöner Traum kam und auch wieder vergehen muß? Wir wollen die Erinnerung an diesen Traum mit uns nehmen, in unser künftiges Leben, mag es nun reich oder arm sich gestalten. Nur heimlich, zur Winterzeit, wenn die Schneefrau mit linder Hand ihren weißen Mantel über die Fluren breitet, da soll ein Hauch der Erinnerung uns sagen, daß unter dem weißen Schnee Gräber ruhen, Gräber der Vergangenheit. Und nun lassen Sie uns scheiden, Mister Wood, wenn wir uns auch hier noch öfters begegnen. Sie ruft das Leben, mich die Pflicht.“

Sie hatte ihm mit leuchtenden Augen die schmale Hand gereicht. Wie Siegersglanz lag es auf ihrer weißen Stirn, und hoheitsvoll umstrahlte dieser Glanz ihre ganze Gestalt.

Wie geblendet starrte der Flieger in das schöne, blasse Frauenantlitz. Seine Augen drohten leidenschaftlich auf, und Trotz und Zorn stand auf seiner Stirn, als er fast laut rief:

„Kampflos lasse ich mein Glück nicht fahren. Mit eiserner Hand will ich es halten, und sollten wir alle darüber zugrunde gehen. Ich bin kein Träumer,

ich bin ein Mann der Tat — Siegen oder Sterben, heißt der Wahlspruch meines Lebens. Was wäre ich für ein armseliger Wicht, wenn ich nicht alles einsetzte, das Höchste, das Heiligste, das mir im Leben begeben ist, zu erringen! Nun, da ich weiß, Ingelid, daß du mich liebst, nun will ich kämpfen um unser Glück. Bis zu den Sternen will ich dich tragen, Geliebte, nur sei mein!“

Ingelid war bei seinen von heißer Leidenschaft durchglühten Worten noch einige Schritte von ihm zurückgewichen.

Ihre Brust bebte in heftigen Atemzügen. Eine heiße, wahnsinnige Angst quoll in ihr empor. Nun brach das Verhängnis herein, das dunkel und schwer schon seit Tagen ihr Leben umschattete. Immer weiter trat sie von dem Engländer zurück — in irrer Angst hafteten ihre Augen jetzt an seinen leidenschaftlich erregten Zügen.

Er sah es, und sein Antlitz wandelte sich plötzlich, als wäre es versteint. Dann aber irrte ein spöttisches Lächeln um seine Lippen, als er mit einer frostigen Verneigung zu Ingelid sagte:

„Verzeihen Sie, Gräfin, was ich zu Ihnen geredet. Ich war so töricht, zu glauben, ein Weib gefunden zu haben, das lächelnd den Flug zur Sonne wagt, selbst wenn Tod und Verderben dahinter lauerten. Sie haben nicht zu fürchten, daß ich noch einmal so vermessen sein werde, die Hand nach der Frau auszustrecken, die nicht mal den Mut hat, für eine Liebe zu kämpfen, die ihr tief im Herzen lebt, der die Pflichten der Konvenienz höher stehen als das Glück und das Leben des Mannes, den sie liebt. Leben Sie wohl, Gräfin.“

Er verbeugte sich tief vor ihr, und dann schritt er mit dröhnenden Schritten hinaus in die Halle.

Ingelid starrte ihm mit verdunkelten Augen nach. Es war ihr, als müsse sie ihm die Hände nachstrecken, als müsse sein Name jauchzend von ihren Lippen ihm nachklingen in einem seligen Bekenntnis: „Ich liebe dich!“

Aber ihr Mund blieb streng geschlossen. Nur die schmalen Hände preßte sie gegen die wogende Brust, als müsse sie den Schrei ersticken, der sich aus ihrem Innern emporrang.

In demselben Augenblick sah sie Leo am Eingang des Wintergartens auftauchen. Er mußte Mister Wood begegnet sein, er mußte beobachtet haben, daß Wood mit ihr gesprochen.

Eine tödliche Angst krampfte Ingelids Seele zusammen. Wenn Leo ahnte, welche Worte Wood zu ihr gesagt, dann war einer von beiden, vielleicht auch alle beide verloren. Sie wußte nicht im Augenblick, ob die wilde Angst, die plötzlich ihre Seele packte, Leo oder Mister Wood galt, sie fühlte nur, daß sie in diesem Augenblick klug sein mußte, wollte sie nicht alles vernichten. Am liebsten hätte sie zu Leo, der, wie sie meinte, da so selbstherrlich stand und ihr in die Augen sah, die Worte zugschleudert:

„Ich liebe nur ihn, den anderen. Geh fort, du hast keinen Teil an mir!“ Aber mit aller Willenskraft suchte sie sich zu fassen, und es gelang ihr sogar, ein Lächeln auf ihre Lippen zu zwingen, als Leo zu ihr trat und anscheinend harmlos fragte:

„Was hatte dir denn der Engländer so Wichtiges zu sagen, daß du die Zeit für den Lunch versäumst, Ingelid?“

„Er erzählte mir, daß er seine Mutter hier erwartet, die nach Deutschland kommt, weil sie glaubt, daß sie dich früher gekannt hat, Leo. Sie möchte uns beide sehen.“

Leo faltete unmutig die Stirn.

„Ich finde das alles recht überflüssig. Jedenfalls glaube ich kaum, daß ich Mrs Wood jemals be-

gegnet bin. Und das war alles, was Mister Wood von dir wollte?“

Ingelid warf stolz den Kopf zurück.

„Was soll das Verhör, Leo? Du weißt, ich ertrage dergleichen nicht. Mißtraust du mir?“

Leo trat dicht auf seine Braut zu und faßte beruhigend ihre Hand.

„Wenn ich dir nicht vertraute, Ingelid, hätte ich dich denn hier volle drei Tage allein gelassen?“

„Du tatest es absichtlich? Deine Anwesenheit in Wolfsau war gar nicht so dringlich?“ fragte sie atemlos.

„Es war gut, daß ich dort war, aber ich ricste, damit du, unbeeinflusst von meiner Gegenwart, dich selber wieder finden konntest, denn, Hand aufs Herz, Ingelid, du warst nahe daran, dich zu verlieren.“

„Und du gingest dennoch, du liebest mich absichtlich allein?“ rief sie erregt, und die kleinen, grünen Schlänglein schossen wieder Unheil verkündend in ihren Augen auf. „Hast du nicht daran gedacht, daß es vielleicht ein Aufgeben deinerselbst für immer sein konnte, daß du mich ja geradezu auf einen anderen Weg drängtest?“

„Nein, Ingelid, ich wollte dir einen Beweis meines Vertrauens und Gelegenheit geben, dich ernstlich, ohne daß ich dir nahe war, zu prüfen.“

„Und wenn die Prüfung zu deinem Nachteil ausgefallen wäre. Was dann?“

Leo richtete sich straff auf.

Sein frisches, gebräuntes Gesicht hatte einen entschlossenen Zug, als er sagte:

„Als ich mich dir verlobte, Ingelid, sagte ich mir, daß ich viel Geduld mit dir haben müsse, daß du anders bist als andere Frauen, daß ich vielleicht um deine Liebe dienen müsse, Jahr um Jahr. Es dünkte mich ein köstliches Streben, denn ich besaß dein Vertrauen, das Fundament der Liebe, und ich wußte und fühlte, ich würde dich erringen.“

In diesen meinen Siegesjubel hinein hallten natürlich auch oft andere Klänge, aber immer, wenn ich sagte, wenn ich meinte, es gäbe doch etwas, was dich mir entreißen könnte, und ich begegnete deinen Augen, deinen stolzen, geliebten Augen, dann wußte ich, du gehörtest zu mir, und alles, was zwischen uns trat, waren wirre Träume, wie sie oft über uns kommen in einer stillen Nacht, wenn Sehnsucht das Herz weitet.“

„Und wenn es mehr als ein Traum gewesen ist, Leo? Wenn es Begehren war, heißes, unruhvolles Begehren, der Schrei nach Glück?“

Er schüttelte mit einem stillen Lächeln den dunklen Kopf und sah ihr ernst und liebevoll ins Gesicht.

„Wer wirklich liebt, Ingelid, der gibt den Gegenstand seiner Liebe nicht so leicht auf, selbst wenn er sieht, daß das geliebte Herz von ihm abirrt. Mit Geduld und Liebe sucht er das kranke Herz zu heilen und wieder zu sich zurückzuleiten.“

„Du bist so sicher und selbstbewußt“, spöttelte sie. „Wer sagt dir denn, daß das abirrende Herz krank sein muß? Vielleicht war es gerade die kräftigste, ewig brennende Lebensflamme, die da emporzüngelte, vielleicht war dieses Abirren gerade das Echte, das Wahre, das Einzige!“

„Mein liebes Kind“, entgegnete Leo weich, fast mitleidig in Ingelids erregtes Antlitz blickend. „Das sind Stürme, die vergehen. Besser, sie kommen jetzt, als später. Und gekommen wären sie wohl bei deinem leidenschaftlichen Temperament ohne Zweifel. Meine Pflicht aber ist es, dir in diesen Stürmen beizustehen, dich zu halten und zu stützen, damit du den rechten Weg wiederfindest, der, Ingelid, das hoffe ich, immer wieder zu meinem Herzen führt.“

Das schöne Mädchen stampfte ungeduldig mit dem

Fuß auf.

„Wenn ich nun aber nicht will, wenn ich frei sein will, hörst du, Leo, frei?“

Er legte die Lider über die Augen, um ihr nicht zu zeigen, was in seinem Innern vorging, und entgegnete:

„Ich würde dich natürlich nicht halten, Ingelid.“

„Du würdest mich frei geben, das Verlöbniß lösen, das mich an dich bindet?“

„Wenn ich die Ueberzeugung hätte, daß es zu deinem Glück notwendig ist, gewiß. Aber diese Ueberzeugung müßte mir erst zuteil werden. Ich möchte nicht gern mit rauher Hand in ein ganz zartes Erleben deines Herzens eingreifen, Ingelid, aber ich muß dir doch sagen, daß ich irgendeinem hergekauften Kerl, der vielleicht ein Abenteurer ist, nicht so ohne weiteres weiche. Dazu habe ich dich zu lieb, dazu bist du mir zu heilig. Ich könnte dir ja heute sagen: Entweder dieser Mister Wood oder ich, wähle! Das hieße dich ins Elend hinausstoßen, das hieße die Pflicht, die ich übernommen habe, dich zu schützen, schlecht erfüllen. Verstehe mich nicht falsch. Ich sage nicht, daß Mister Wood ein Abenteurer ist, aber sein ganzes Leben, sein Beruf drängen ihn auf die Bahn des Ungewöhnlichen. Das hat natürlich für alle Frauen viel Reiz, und die Phantasie baut da leicht luftige Brücken von Herz zu Herz, die nachher wie wirre Träume zerflattern. Glaube doch nicht, daß ich dir, liebste Ingelid, diese kleine Schwärmerei für den Engländer nicht gönne. Ich meine sogar, sie wird dazu dienen, deine Gefühle zu festigen und deinen inneren Menschen reifer zu machen, aber verlange bitte nicht, daß ich die Sache tragisch nehme, als eifersüchtiger Bräutigam dazwischen fahre und auf meine Rechte poche. Ich habe dir schon früher bedeutet, daß ich nichts von dir verlange, was du nicht freiwillig geben kannst, und ich wiederhole es heute nochmals.“

„Und wenn ich dir heute sage, daß ich den anderen liebe, wirst du mich dann freigeben?“

Leo sah seine Braut durchdringend an. Einen Augenblick preßte er die Lippen fest aufeinander, dann sagte er kurz:

„Nein, ich würde es nur tun, wenn ich ein Glück für dich in dieser Liebe sehen würde, und an ein solches Glück, Ingelid, glaubst du ja selber nicht.“

„Und wenn ich lieber Not und Tod, Unglück und Verzweiflung in meiner Liebe erdulden würde als ein Leben ohne Liebe an deiner Seite — was dann, Leo?“

Ein banges Schweigen war zwischen beiden.

Draußen rieselten weiche, weiße Flocken hernieder. Unaufhörlich rieselten sie, ein weißes Bahrtuch über die Erde breitend.

„Ich würde dich auch dann nicht lassen, Ingelid. Mit aller Kraft würde ich dich halten und alles daransetzen, dich von deinem Irrtum frei zu machen.“

„Und wenn dir das nicht gelingt? Wenn ich mich losreiße, wenn es nicht anders sein kann, mit Gewalt?“

„Dann würde ich dich dennoch nicht verlassen, Ingelid. Immer würde ich dein treuester Freund sein, der zu dir steht in Not und Tod, der über dich und dein Glück wacht, der dich hält, der dich schützt, wenn du strauchelst.“

Ingelid machte eine lässige, abweisende Bewegung.

„Dann gib mich frei, jetzt gleich. Warum die Qual verlängern?“

„Weil du dich selber nicht kennst, mein liebes Kind, weil du wild in etwas hineinstürmen willst, was dir gar nicht liegt. Kannst du mir in drei Monaten versichern, daß du noch ebenso denkst wie heute, so soll dein Wille geschehen. Bis dahin aber bist du mein, und ich erwarte von dir sowohl wie

von diesem Mister Wood, daß ihr meinen Standpunkt respektiert.“

„Und wenn ich nicht will?“

„So wirst du dir die Folgen selber zuzuschreiben haben. Bis jetzt hat mir der Engländer keine Gelegenheit gegeben, gegen ihn einzuschreiten. Das würde aber geschehen, sowie er sich erdreisten sollte, dir im geringsten näher zu treten. Ohne Gewissensbisse würde ich ihn niederknallen, und du weißt, ich treffe gut und sicher. In drei Monaten, die ich dir Frist gestellt habe, wirst du genügend Gelegenheit haben, über dich und deine Gefühle nachzudenken, was du bis jetzt versäumt zu haben scheinst. Bis dahin aber erwarte ich von dir, daß du meine und deine Stellung achtest und dein Verkehr mit diesem Mister Wood, den ich durchaus nicht hindern will, über das gesellschaftliche Niveau nicht hinausgeht.“

Im übrigen möchte ich bemerken, daß ich für diesen in Aussicht gestellten Familienverkehr mit der Mutter des Engländers danke. Nicht mehr, als was ohne aufzufallen unbedingt notwendig ist. Du sollst aber in keiner Weise beschränkt sein, Ingelid.“

„Dein Vertrauen zu mir scheint ja grenzenlos,“ spöttelte sie, „wenn du dich nur nicht täuschst, Leo.“

„Das wird sich finden“, gab er scharf zurück. „Jetzt aber komm, den Lunch haben wir versäumt, und Tante Bella wird nicht wenig böse auf uns sein.“

Ingelid sah unsicher ihrem Verlobten in das, wie es ihr jetzt schien, ganz fahl gewordene Gesicht. Die Augenbrauen waren ebenso finster zusammengesobren, wie sie es zuweilen auch bei James Wood bemerkt hatte, und ein kalter, harter Zug lag um seinen Mund.

„Willst du mir nicht den Arm reichen, Ingelid?“

Sie zögerte, und ein weicher, fast kindlicher Zug legte sich um ihre roten Lippen, als sie sagte:

„Ich möchte nicht, daß wir diese Unterredung so unfreundlich enden. Habe Geduld mit mir, Leo. Du hast mir selber versichert, daß du mein bester Freund bist, und ich wüßte auch nicht, daß ich zu jemand mehr Vertrauen hätte als zu dir. Aber du darfst nicht hart zu mir sein, ich ertrage das nicht.“

Er nickte nur leicht und zog ihrem Arm durch den seinen.

„Wir müssen uns doch der Welt als tadelloses Brautpaar zeigen. Komm, Ingelid, es ist wirklich die höchste Zeit.“

Und sie ließ sich von ihm führen, willenlos. Und doch fühlte sie, daß sich zwischen ihnen eine Schranke aufgerichtet hatte, eine Schranke, die vielleicht niemals wieder fallen würde.

Eigentlich hätte sie freudig aufatmen müssen, und doch empfand sie, wie sich dunkle Schatten schwer auf ihre Seele legten.

Und draußen stob der Schnee. Im wilden Flockentanz zog ein Schneesturm über Tal und Höhen.

* * *

Ueber den Bergen und über dem Wald lag ein goldener Schein.

Weit breitete sich das winterliche Feld. Vom Dorfkirchlein klang die Glocke Traumhaft, wie verschlafen lugte hier und da ein Häuslein aus dem Schnee. Sonst nichts als das leise Rauschen des Windes in der Luft.

Ueber dem weißsamten Hang kamen sie herabgeglitten, die flotten Skiläufer aus Oberhof — eine fröhliche Gesellschaft, die am Nachmittag gleich nach den Wettläufen bei lustigem Flockentanz auf Skiern aufgebrochen war.

Es hatte längst zu schneien aufgehört. Ein zartes Rot legte sich über die Berge. Purpurn glühte es

auf, dann verblaßte das Licht. Violette Schatten zogen auf; die Sonne ging unter — der Abend war gekommen. —

Jauchzend geht es abwärts mit Windeseile. Leicht stäubt der weiße Schnee. Hier und da ein Lachen, ein frohes Wort. Und dann gleiten sie wieder aufwärts, zuerst gemächlich und dann steiler und immer steiler.

Alle Skifahrer bewegen sich schon in dem sogenannten Grätenschritt aufwärts. Man muß dabei mit einem stampfenden Ruck die glatten Bretter tief in den Schnee hinein kanten.

Die elastischen Hölzer schüttern leicht. Ein Rauschen und Knistern, ein leises Rieseln wie zerrinnender Schnee, und dann stehen die Skiläufer oben auf der Höhe und blicken hinab ins Tal.

Alles Lachen und Scherzen ist verstummt. Andächtig stehen alle und schauen still hinein in den Feierglanz der Nacht.

Tief eingebettet in dem weißen Schnee ruht hier und da ein Dorf, eine Hütte, dahinter ragt der Wald geheimnisvoll in einem matten Silberlicht.

Die Sterne ziehen auf, groß und glänzend wie leuchtende Himmelsaugen stehen sie da droben.

Ingelid steht an Leos Seite. Er hat soeben die weiße Wachsfackel gelöscht, die er ihr zur Seite beim Aufstieg durch den halbdunklen Wald getragen. Es ist hell genug in dieser weißen, zauberischen Winternacht, um die Fackeln entbehren zu können.

Sie hatten nur wenig miteinander gesprochen, Ingelid und Leo. Das Gespräch von heute mittag klang in beider Herzen wider. Weite Strecken hatte Leo an Riele Vossens Seite zurückgelegt. „Vielleicht will er mir Gelegenheit geben, mit Mister Wood zu reden“, dachte Ingelid, und wie Bitternis stieg es in ihrer Seele auf.

Riele Vossen! Warum tat es ihr weh, dieses schlichte, lebenswürdige Mädchen an Leos Seite zu sehen? Sie wußte, er hatte immer viel Freundschaft für Riele Vossen gehabt, die er schon als Kind gekannt, und oft hatte er die milde Freundlichkeit, die tiefe, innere Herzengüte Riele Vossens zu ihr gelobt. Ingeild hatte dann immer freudig zugestimmt. Dieses Mädchen — das war auch ihre Ueberzeugung — mußte für jeden Mann ein wahrer Schatz sein, und Leo besonders, so meinte sie, müßte gerade bei Riele alles finden, was er von der Frau als Lebensgefährtin verlangte. Und doch tat es ihr weh, wenn sie Riele von Vossen so in selbstverständlicher Freundschaft an seiner Seite sah.

Mit James Wood hatte Ingelid nicht mehr als einige gleichgültige Worte gewechselt, trotzdem er ab und zu auf der Skitour an ihrer Seite geblieben war.

Jetzt, wo sie neben Leo hier oben auf der Höhe stand und in die blaue Mondnacht blickte, hörte sie plötzlich grell Evelyn von Köppings Stimme den Namen des Engländers rufen.

Ein Lachen klang an ihr Ohr, süß und girend. Ingelid mochte sich nicht umsehen, aber sie hatte plötzlich die Empfindung, als ob sich James Wood aus Trotz über den unglücklichen Ausgang der heutigen Unterredung mit ihr Frau von Köpping zugewandt.

Wenn er dazu imstande war? Nein, sie trat ihm unrecht. Nie würde er sich wieder dieser Frau nähern. Und plötzlich empfand Ingelid beglückend die Nähe des Fliegers, trotzdem Leo doch an ihrer Seite stand und liebe und verständige Worte zu ihr sprach, so recht freundlich, so durchdrungen von der heiligen Mission, die er übernommen, über ihr Glück zu wachen.

Und es war, als wüchsen Ingelids Seele Flügel;

als spannten sie sich weit und schwebten hin über die schimmernden Lande, immer an James Woods Seite, einem fernen Wunderlande zu.

Kerlchens Lachen schreckte sie auf. Die Kleine, die einträchtig mit Hans Ulrich die Tour unternommen, war plötzlich in einen tiefen Schneehaufen geraten.

„Ich helfe Ihnen, gnädiges Fräulein,“ rief Hans Ulrich ihr zu, Kerlchen aber warf sich energisch auf den Rücken und dann quer zum Hang sehr geschickt die Beine herum, wodurch ihr das Aufstehen ganz leicht wurde.

„Eine deutsche Heldenjungfrau wie ich muß sich selber helfen können“, lachte sie zurück, indem sie sich den Schnee von dem kurzen Röckchen, das sie über den Pumphosen trug, abklopfte. „Das hätte Ihnen wohl gepaßt, hier Lebensretter zu spielen? Nein, mein lieber Herr von Vossen, ich helfe mir immer selber.“

„Auch da unten über den Bach?“

„Natürlich, den nehmen wir! — Los!“

Und abwärts geht wieder die tolle Fahrt. Mit Windeseile fliegen die jungen, eleganten Gestalten dahin. Ingelid sieht Leo wieder an Riele von Vossens Seite, und plötzlich fühlt sie, wie ein schmerzender Druck ihr fast die Kehle zusammenschnürt.

Was hatte Leo nur? Hatte er ihr nicht selber heute noch erklärt, er lasse sie nicht, und vor der Welt müßten sie noch weiter als glückliches Brautpaar gelten? Und nun tat er, als wäre seine Braut gar nicht vorhanden? Freilich, er wußte ja, sie war eine Meisterin im Skilaufen, Sorge brauchte er ja ihretwegen nicht zu hegen.

Er hatte nicht mal bemerkt, daß Ingelid zurückgeblieben. Einen Augenblick stand sie wie betäubt und sah mit fast irren Augen weit hinaus in die blaue Nacht.

Ein finsterner Trotz kam dann über sie. Es fiel ihr gar nicht ein, den anderen zu folgen. Schnell warf sie die glatten Hölzer herum und glitt entschlossen der steilsten Wand zu, die an der anderen Seite abwärts führte.

„Halt, halt!“ rief da plötzlich eine befehlende Stimme ihr nach. „Sie dürfen da nicht hinunter. Unten rauscht der wilde Bergbach, der noch keine Eisdecke trägt. Aber so hören Sie doch, Gräfin, ich bitte Sie!“

Ingelid vernahm die Worte nicht, die James Wood ihr in heißer Erregung nachrief, aber sie verstand die Warnung wohl, die in seiner Stimme lag. Was wollte er denn von ihr? Warum ließ er sie nicht gehen? Warum verfolgte er sie? Eine wahnsinnige Angst erfaßte sie. Fliehen mußte sie, fliehen vor ihm. Auf ihre Scheite an den Füßen konnte sie sich verlassen, sie trugen sie sicher. Aber wenn auch Tod und Verderben dort unten in der Tiefe lauerten, sie mußte hinab.

Jeden Schritt sorgsam prüfend, begab sie sich an den fast senkrechten Abstieg.

„Es ist ja Wahnsinn!“ schrie Wood ihr zu, aber sie hörte nicht. Da schickte er sich ihr nach zum Abstieg an. Im Treppenschritt ging es hinab. So dicht es nur möglich war, ohne sie zu gefährden, stieg Wood ihr nach. Er mußte ein sehr geübter Skiläufer sein, denn sonst wäre es ihm unmöglich gewesen, ihr zu folgen. Ganz große Tafeln Schnees lösten sich fast unter jedem Schritt ab und stürzten, weiß aufstiebend, in die Tiefe.

Immer weiter, immer schneller ging es abwärts. Kein Laut ringt sich mehr von den Lippen des Engländers. Seine Falkenaugen verfolgen nur jede Bewegung, jeden Schritt der kühnen Schneeschuhläuferin vor ihm.

„Sie flieht vor dir,“ denkt er, knirschend die Zäh-

ne aufeinanderpressend, „sie flieht vor dir.“

Klatschend stürzt der sich unter Ingelids Scheiten lösende Schnee in das schwarze, da unten tobende Wasser.

James Wood sieht die wachsende Gefahr. Ingelid ist verloren, wenn sie keinen Halt auf der abschüssigen Bahn findet.

Ein einziger kühner, waghalsiger Sprung des Engländers, der Ingelid einen entsetzten Schrei entlockt, und Mister Wood steht, fest wie eine Mauer, mit ausgebreiteten Armen vor dem brausenden Bach, in den Ingelid jetzt stürzen muß, wenn es ihr nicht

„Ingelid,“ bat er sanft, während doch seine Augen gelingt, irgendwo an der Wand festen Fuß zu fassen.

Der kleine Vorsprung, den Woods scharfer Blick als einzigen Halt vorhin aus der Höhe erspäht, und auf den er den kühnen Sprung gewagt, hätte allein Ingelid nicht aufhalten können.

Als sie plötzlich die sehnige Gestalt des Engländers so lautlos durch die Luft sausen sah, schloß sie entsetzt die Augen. Mit dem Schrei, den sie ausstieß, verlor sie aber auch ihre Geistesgegenwart und Gelassenheit. Wie ein Brausen war es in ihrem Hirn, und sie stürzte, von Woods Armen aufgehalten, bewußtlos in die Knie.

Zu ihren Füßen brauste der Silberbach, auf dessen noch ebenso dunklen Wellen jetzt das Mondlicht lag.

Einen Augenblick blickte der Flieger wie in tiefer Bewegung auf das totenblasse Gesicht der geliebten Frau, die hilflos an seinem Herzen lehnte, dann hob er sie langsam empor.

Ingelid öffnete die von langen Wimpern umsäumten Augen, aber entsetzt schloß sie diese wieder, nachdem sie wirr um sich geblickt hatte.

„Es war ein Todessprung,“ flüsterte sie zusammenschauernd.

„Es galt dein Leben, Geliebte“, raunte Wood ihr zärtlich zu, ihr zitterndes Haupt an seiner Brust bergend. „Ich wußte, wenn ich dort stand, stehen konnte, würde dein Herz dich zu meinem Herzen führen und nicht um Haaresbreite weiter abwärts. Das war deine Rettung, Ingelid, der Zug deines Herzens rettete dein Leben, nicht ich.“

Sie sah verloren, die Hände auf der Brust gefaltet, zu ihm auf.

„Warum verschlang nicht das gurgelnde Wasser da unten uns beide?“ murmelte sie.

„Weil wir leben sollen, Ingelid, weil das Glück jetzt zu uns kommt, das große, das jauchzende Glück.“

Sie schüttelte trübe den Kopf.

„Nein,“ wehrte sie, „Glück ist das nicht, was mit tausend Schmerzen eines anderen erkaufte wird. Ich wollte, ich wäre tot!“

glühend, leidenschaftlich, bettelnd in die ihren tauchten. „Diese Stunde hat uns Gott gegeben. Kein Zurück gibt es mehr für uns. Sieh, wie hier die schwarzen Wasser schäumen, und sich die silbernen Sehlängen, die das Mondlicht darüber wälzt. Sollten diese breiten, brausenden Fluten sich auch zwischen dir und mir wälzen und unser Leben vernichten? Soll dein Nein dort wie das starre Eis an den Felsenhängen auf uns herniederstürzen und all unser Lebensglück im Schnee begraben? Nein, Ingelid, kämpfen und ringen wollen wir um unsere Liebe, und über die schwarzen Wasser will ich dich tragen zu leuchtenden Sonnenweiten empor.“

Er nahm ihre eiskalten Hände unendlich behutsam und zart in die seinen und drückte sie an seinen heißen Mund.

Ingelid aber entzog sie ihm und antwortete leise:

„Wie der verwehte Silberschaum dort auf dem

Wasser, so muß es mit unserer Liebe sein, die, kaum aufgeblüht, sterben wird. Tote Träume sind es, James Wood, denn ich — denn ich bin feige, und ich verdiene deine Liebe nicht.“

„Du wirst mutiger werden, holdeste, süßeste Frau. Meine Liebe wird dich tragen, dir helfen, dich stützen. Ich habe Kraft für tausend. Gigantenhaft hebt meine Liebe dich über alles Leid und alle Qual hinweg.“

Sie standen noch immer in dem flimmernden Mondlicht in der weißen Schneenacht an derselben Stelle.

Nur ein paar Schritte weiter, und das brausende Silberwasser nahm sie auf, still und schmerzlos, aller Erdenqual entronnen.

Er mußte in Ingelids Augen ihre Gedanken lesen. Stolz hob er das dunkle Haupt. Seine Brust dehnte sich weit, als er jetzt fast jauchzend rief:

„Nein, hier ist nicht das Ende, du törichtes, geliebtes Kind! Hier führt ein schmaler Schneepfad am Ufer weiter. Wir müssen am Wasser entlang eine Stelle zum Uebergang zu suchen. So ist es auch mit unserem Leben, Ingelid. Nun ich weiß, daß du mich liebst, ist der Sieg mein!“

Wieder zog er ihre schlanken Hände gegen seine klopfende Brust, aber als er gewahrte, wie sie zitternd zusammenschauerte, gab er sie sofort frei.

„Ich kann Leo nicht betrügen,“ murmelte Ingelid, „ich weiß nicht, was es ist, ich habe ihn lieb, und ich liebe dich. Oft ist es mir, als wäret ihr beide eins. Deine Augen, trotzdem sie heller, sind seine Augen, und seine mich liebkosende Hand ist die deine.“

James Wood hat nichts weiter von all den wirren Worten vernommen, als das eine: „Ich liebe dich!“

Wie ein Rausch kam es plötzlich über ihn. Ingelids rote, süße Lippen lockten so wild, und ihre Augen leuchteten so heiß und leidenschaftlich in die seinen.

„Du liebst mich,“ jauchzte er auf, „du liebst mich, Geliebte, Einzige?“

Und da hielt er sie auch schon an seinem Herzen. Glühende Küsse preßte er ihr auf ihren Mund, und sie hing still und berauscht in seinen Armen und duldete seine stürmischen Liebkosungen, die sich wie ein wilder Strom über sie ergossen.

„Ich liebe dich,“ stammelte sie unter seinen brennenden Küssen, „und wenn ich gleich sterben soll, ich liebe dich!“

„Wir aber werden leben in Glück und Glanz, Ingelid,“ jauchzte er, „selig in unserer Liebe.“

Sie wehrte ihm ihren Mund, der so heiß unter seinen Küssen brannte. Ein Schauer durchschüttelte sie, und ihr graute plötzlich vor dem Wasser, vor dem Mondlicht, das tausend silberne Fäden herabwarf, und ihr graute — vor ihr selber.

„Komm' jetzt“, sagte sie plötzlich hart. „Wir müssen da hinunter.“

Noch einmal breitete er mit strahlendem Lächeln die Arme aus, und wie eine Sterbende sank sie noch einmal an sein Herz.

Dann glitten sie den Weg an dem Silberwasser entlang, durch die stille, weiße Nacht. Sie sprachen nichts mehr. Es war, als wären ihnen plötzlich alle Lebenssinnen verfinstert.

Immer weiter gleiten sie. Dort ganz in der Ferne scheint der Bach unter einer Schneedecke zu verschwinden.

Eine leichte Eisschicht hat sich wohl da über das Wasser gelegt, von einer Schneewehe überdacht.

Einen Augenblick sehen sie sich in die Augen, sie kennen beide die Gefahr, die diese schimmernde Brücke birgt. Keines Menschen Fuß würde sie tragen, aber die glatten Hölzer gleiten lautlos und

sicher über die trügerische Fläche.

Still stehen die beiden Menschen einen Augenblick Hand in Hand am anderen Ufer.

Der Schnee knirscht hart, über den sie weiter und immer weiter dahingleiten.

Sie sprechen nicht mehr. Wie im Fluge geht es vorwärts, bergauf, bergab. Zuweilen stiebt der Schnee auf wie eine weiße Wolke.

In beider Herzen ist Seligkeit und Lust und doch wieder eine große, heilige Stille und — Ingelid schauert — hier und da ein gespenstiger Schatten.

Umsonst sucht sie ihn zu verschrecken. Morgen gleich will sie mit Leo reden. Nein, nicht gleich, erst nach dem Rennen. Es ist nur eine kurze Galgenfrist.

Und sie lächelt James zu, der so siegessicher, so kühn und stolz leuchtenden Anges mit ihr durch die gleißende Schneenacht eilt, dem fernen Dorfe zu.

Und James sieht strahlenden Angesichts Ingelid ins Auge. Nun ist sie sein. Der Wintertraum, der hehrste und herrlichste, den er je geträumt, wird Erfüllung, nun kann nichts sie mehr trennen.

Und wie er die weißgekleidete Gestalt Ingelids zärtlich mit den Augen umfängt, da zittert plötzlich durch seine Seele das Lied, das ihn hier in dem weißen Wald Tag und Nacht verfolgt:

„Sie breitet die weißen Arme weit,
Lockender leuchtet ihr schimmernder Leib,
Und die Wege ringsum verweht, verschneit —
Allein im Wald mit dem Winterweib.“

Da bebt er fröstelnd zusammen, und es war ihm, als hätte die Schneefrau ein Leichentuch über sein heißes, junges Glück gebreitet.

Die Häuser von Oberhof tauchten auf.

Drüben, die Schwärzwälder Straße entlang, zogen Pferdeschlitten, eine große Reihe von Rodeln und Bobsleighs die Straße hinein.

Auf den Rodeln und Bobs hockten lachende, plaudernde, singende Menschenkinder, bunte Papierlaternen oder Wachsfackeln in den Händen. Wie eine endlose, schillernde Schlange wanden sich die Schlitten mit den bunten Lampen die weiße Straße aufwärts, ein bezaubernder Anblick. Wie von Milliarden kostlicher Edelsteine glitzerte es in dem Schnee.

In der Schweizerhütte hatte man getanzt, und das heimkehrende junge Volk auf den aneinandergeschloffenen Schlitten sang lustig in die Nacht:

„Mutter, reich mir Ski und Stab,
Daß ich lauf bergauf, bergab;
Mütze und Sweater auch dabei,
Denn das ist nicht einerlei.
Auch Gamaschen,
Zum Vernaschen
Recht viel Geld,
Und dann rrrraus
In die schöne Winterwelt.“

Das goldene Lachen und Jauchzen der sportfrohen Jugend war überall.

Oben das flirrende Mondenlicht und tief im Schatten das bleiche Weib und der Mann, der sie heute an seinem Herzen gehalten.

Wie zwei Ausgestoßene kamen sie sich vor, wenn auch keiner es dem anderen verriet.

Und das Eisgehack der Tannen glänzte hoch und feierlich wie Hochzeitskerzen in der Nacht.

* * *

Tante Bella war sehr erregt. Sie hatte heute das Frühstück ausnahmsweise in den Salon beordert. Da konnte man doch wenigstens ein Wort reden; und sie hatte so viel zu sagen. —

Onkel Gerwin lag im Schaukelstuhl. Anscheinend

las er die Zeitung, das Monokel fest ins Auge geklemmt, während Tante Bella schon in der Sportjacke und Sportmütze am Kaffeetisch saß und heftig in ihrer Tasse rührte.

Ingelid stand hoch aufgerichtet in ihrer ganzen, schlanken, imponierenden Schönheit zwischen Onkel und Tante und zog sich soeben die Sportmütze tief über die Ohren.

„Wie sich ein Mädchen in deinen Jahren“, herrschte Tante Bella Ingelid an, „so albern benehmen kann, ist mir schleierhaft. Weißt du denn nicht, was es heißt, sich absichtlich von seinem Verlobten absondern und nachts mit irgendeinem x-beliebigen Menschen allein im Walde herumzulaufen? Du bist fertig, mein liebes Kind, ganz fertig, sage ich dir, denn das kann sich ja Leo gar nicht, von dir gefallen lassen. Stundenlang hat er dich gestern abend gesucht, den ganzen Weg hat er in Todesangst noch einmal zurückgelegt, ohne dich zu finden.“

„Das war sehr überflüssig, Tante Bella. Leo wußte genau, daß ich hier Weg und Steg kenne, und da er es nicht der Mühe wert hielt, sich auf dem Rückweg um mich zu kümmern, bin ich meine eigenen Wege gegangen.“

„Jawohl mit dem Luftikus, dem hergelaufenen Menschen, der mit Libellenflügeln in der Luft klappt. Na, du hast dich eben unmöglich gemacht. Welch ein Glück, daß der Minister des Herzoglichen Hauses und der Hofmarschall gestern noch nicht hier waren, als alles in Aufruhr über dein Ausbleiben geriet. Wer weiß, ob nicht Irmengards ganzes Glück noch an deinem Leichtsinne scheitert.“

„Irmengards Glück?“ Ingelid lachte höhnisch auf. „Liebe Tante Bella, das steht noch auf schwächeren Füßen als das meine. Aber willst du mir nicht klar machen, was du eigentlich mit deinem Schelten bezweckst? Was hast du getan, das läßt sich doch nicht mehr ändern.“

„Du wirst Leo um Verzeihung bitten. Du wirst ihm versprechen, diesen Mister Wood nicht mehr mit einem Blick zu streifen. Du wirst“ —

„Erlaube, Tante Bella, das sind doch meine eigenen Angelegenheiten“, unterbrach das schöne Mädchen ruhig die erregte alte Dame. „Was ich Leo zu sagen habe, das weiß ich ganz genau, dich aber dürfte es vielleicht interessieren, zu wissen, daß ich noch heute Leo sein Wort zurückgeben werde.“

„Du bist wohl verrückt?!“ kam es prompt aus dem Munde der Tante, die klirrend Messer und Gabel hinwarf und nun hochrot, kampferüstet ihrer Nichte gegenüberstand.

Graf Gerwin rührte sich nicht. Er hielt die Zeitung vor das Gesicht und schielte ein wenig darüber hinweg zu Ingelid hinüber, die mit seltsam entschlossenen Mienen vor seiner Schwester stand und ohne Erwiderung den Strom von Scheltworten über sich hinwegrauschen ließ.

„Laß doch, Bella“, rief Gerwin endlich, halb ungeduldig, halb gutmütig.

„Du“, eiferte Tante Bella erbost, „du bist auch so einer! Anstatt mir beizustehen, unterstützest du das alberne Ding noch und sagst: Laß doch! Jawohl, wenn ich sie liebe, dann säße sie bis an die Ohren in der Patsche. So'n Unverstand! Leo aufgeben! Ein armes Mädchen solche Partie fahren lassen! Das wäre ja der reinste Blödsinn. Na, ich bin ja auch noch da, und die Verlobung jetzt aufzuheben, daran ist gar nicht zu denken. Wir müssen, abgesehen von allem andern, Irmengards wegen jeden Eklat vermeiden, denn sonst könnte möglicherweise auch ihre Verlobung noch in die Brüche gehen. Wie denkst du dir denn das überhaupt?“

Ich und Onkel Gerwin zichen dann natürlich unsere Hand von dir zurück, du kannst ja sehen, was du



machst mit deinen tausend Ansprüchen und keinen Pfennig in der Tasche. Warum willst du denn nun mit einem Male den Leo nicht? Was hat er dir denn getan?"

„Nichts, Tante. Aber quäle mich doch nicht so. Ich liebe ihn nicht, und ich will ihn nicht!"

„Na, wenn sie ihn doch nicht liebt!" warf Onkel Gerwin, sich hinter der Zeitung ein wenig hervorwagend, dazwischen. „Laß, Bella!"

„Aeh, Quatsch!" rief Tante Bella entrüstet. „Was verstehst du von Liebe! Du bist ja selbst auf die alten Tage noch rappelig. Rodelst mit den jüngsten Mädchen und schneidest nach allen Richtungen hin die Cour, als gingest du auf Freiersfüßen. Sogar die hechtgraue Weste haste dir kommen lassen, um Eindruck zu schinden. Du sei man bloß ruhig und rede nicht dazwischen, denn sonst reißt mir noch ganz und gar die Geduld."

Graf Rotteck lachte vergnügt hinter seiner Zeitung. Nun war sie ja gut im Zuge, nun konnte sie ja ihren ganzen Zorn auf ihn werfen, und das arme, blasse Ding da, sein besonderer Liebling, blieb verschont. Aber er hatte sich gründlich in seiner Schwester Bella getäuscht.

Wie ein Stoßvogel wandte sie sich wieder gegen Ingelid.

„Liebe! Was heißt Liebe? Liebe brauchst du gar nicht, wenn du Leo heiratest, das findet sich alles in der Ehe."

„Das weißt du doch gar nicht," warf Gerwin dazwischen, „du bist doch nie verheiratet gewesen, Bella."

Ein bitterböser Blick traf den Bruder, aber sie fuhr unbeirrt fort:

„Das sind so romantische Ideen aus der Pensionszeit. Du lieber Gott, als ob einer von der Liebe leben kann. So'n Mann wie Leo findest du nicht wieder. Erstens hat er was, dann ist er ein ordentlicher und gescheiter Kerl, und das Herz hat er auch auf dem rechten Fleck. Sein einziger Fehler war, daß er zu viel Nachsicht mit dir gehabt hat, jawohl! Deine Launen soll er dir austreiben. Na, daß das noch geschieht, dafür werde ich schon sorgen, verlaß dich darauf."

„Tante Bella, ich verbitte mir jede Einmischung in mein persönliches Verhältnis zu Leo. Ich werde ihm selber sagen, was ich will, und ich bin überzeugt, daß er mich nicht gegen meinen Willen halten wird."

„Na, da habe ich denn doch auch noch ein Wörtchen mitzureden, mein Kind", höhnte Tante Bella. „Wenn du Leo aufgibst, so sind wir geschiedene Leute. Du kannst dann gehen, wohin du willst, hörst du, gleich heute."

„Aber du wirst doch das Kind nicht auf die Straße setzen, Bella", ermannte sich Onkel Gerwin, erregt aufspringend.

„Bitte, das ist meine Angelegenheit. Lies du man deine Zeitung. Männer sind bei der Entscheidung wichtiger Lebensfragen immer nur im Wege."

Onkel Gerwin hatte seine hageren Arme fest um Ingelid geschlungen, die unbeweglich, mit ganz blassem Gesicht dastand, als wäre sie zu Stein erstarrt.

„Laß nur gut sein, mein liebes Kind", flüsterte er ihr zu, „du hast mich ja noch, den alten, dummen Onkel."

Ingelid strich ihm zärtlich beruhigend über seine schmale, gefurchte Wange.

„Ich danke dir, Onkel", sagte sie leise, „da aber Tante Bella mich gewissermaßen aus dem Hause wirft, so werde ich mich noch heute in den Schutz der Mutter des Mannes begeben, dem ich fortan mein Lebensglück anvertrauen will. Mrs. Wood trifft noch heute nachmittag in Oberhof ein, und da ja jetzt die Rennen beginnen, werde ich Tante Bella bis zum

Nachmittag kaum noch im Wege sein."

„Du undankbares, du herzloses Geschöpf", schluchzte die Tante auf, „darum habe ich dich groß gezogen, daß du jetzt einfach auf und davon gehst, irgendeinem Abenteuerer nach? Wird 'ne schöne Mutter sein! Also das ist es. Natürlich, das hätte ich mir auch denken können. Sage mal, schämst du dich denn gar nicht? Eine Gräfin Rotteck und ein so'n hergelaufener Mensch, der für Geld, jawohl, für Geld durch die Luft fliegt? Aber noch bin ich da, und Gerwin und Ott auch. Ott soll kommen, er hat am meisten auf Familienehre zu halten, er soll dir sagen" —

„Ott ist ein dummer Junge, Tante, er hat mir gar nichts zu sagen, und auf die Familienehre pfeife ich, um in deinem Tone zu reden. Wenn die Familienehre nur darin besteht, daß ich meine Seele und meinen Körper für Brot verkaufen soll, so ist sie nichts wert. Ich weiß, daß ich dir und Onkel Gerwin Kummer bereite, und es tut mir in innerster Seele weh. Aber ich habe doch schließlich auch ein Recht, mein eigenes Leben zu leben, und darum muß ich jetzt meinen Weg gehen. Ich weiß, daß es nicht leicht sein wird. Vielleicht ist er mit Tränen besät, aber ich liebe den Mann, den du verachtetest, Tante Bella, liebe ihn mehr als mein Leben. Und weil ich ihn liebe, wäre es eine Sünde gegen Leo, wenn ich sein Weib werden wollte, das ich nie sein kann, nie!"

„Du bist eine Gans!" schrie Tante Bella außer sich. „Liebe! von der lebt man nicht! Den Abenteuerer heiratest du nicht, das sage ich dir. Da hat Leo doch auch noch ein Wörtchen mitzureden. Hast du denn Leo schon deine Entschlüsse mitgeteilt?"

„Nein, Tante, gestern war es zu spät, und heute habe ich ihn noch nicht gesehen. Sobald das Bobstleighrennen vorüber ist, will ich mit ihm sprechen."

„Das wirst du nicht tun, Ingelid. Ich befehle es dir! Du hast auch an mich, an uns zu denken. Dein Vater hat euch uns anvertretet. Wir haben Elternstelle an euch vertreten. Wir haben gedarbt, jawohl gedarbt, der Gerwin und ich und — euret wegen" — sie sah mit einem Gemisch von Liebe und Wut zu ihrem Bruder hinüber — „hat er nicht geheiratet. Jawohl", schrie sie energisch, als Gerwin abwehrend die Hände aufhob. „Euer Leben behaglich, ja, glänzend zu gestalten, das war unsere Lebensaufgabe, und nun dankst du es uns, indem du Schimpf und Schande über uns und über dich bringst."

Tante Bella verstummte erschreckt vor dem tiefen, todestraurigen Blick, der sie aus Ingelids Augen traf.

„Du magst von deinem Standpunkt aus recht haben", antwortete Ingelid müde. „Es ist wahr, du und Onkel Gerwin, ihr habt an uns mehr getan, als unsere Eltern hätten tun können. Nichts ist euch zu kostspielig gewesen, wenn es galt, uns auf den Weg zu bringen, den wir nach eurem Willen gehen sollten. Sobald wir aber von diesem Wege abirrten, sobald wir uns aufbäumten gegen diese Schablonenerziehung, deren Ziel in Reichtum, Macht und in Standesvorurteilen wurzelte, wurden wir mit eiserner Knechtschaft darauf zurückgeführt."

Ingelid fuhr fort:

„Ich erinnere mich noch recht gut jenes Tages, wo mein ganzes, kleines, liebearmes Kinderherz einem armen, kleinen Mädchen zustrebte, das die Tochter eines Musiklehrers war, in deren Hause die Liebe wohnte, nach der ich mich sehnte. Der Umgang der kleinen Milli war nicht standesgemäß für mich. Sie war nicht gut genug für eine Gräfin Rotteck. Es war der erste Schmerz nach der Eltern Tode, der mein kleines Herz traf, als ihr mich so grausam von Milli losriß. Aber bis auf den heutigen Tag habe ich es nicht vergessen. Du gabst uns

alles, Tante Bella, mehr vielleicht, als du geben durftest, aber Liebe gabst du uns nicht. Unsere Kinderherzen mußten darben in deinem Hause, und wenn Onkel Gerwin uns mal zärtlich über den Kopf strich, so mußte es heimlich geschehen, weil du darüber spötteltest oder es gar untersagtest. Eine reiche Partie, das war die Losung, nach der sich unser Leben und unsere Erziehung richtete. Ob unsere Herzen dabei aufweinten in Jammer und Elend, danach hast du nie gefragt. Nach außen sollten wir leben, nicht nach innen, und da sind wir denn beide innerlich so bettelarm geworden.

Sieh dir Irmengard an, wie sie blutenden Herzens lächelnd an der Seite des Mannes schreitet, vor dem sie am liebsten fliehen möchte bis ans Ende der Welt, trotzdem er ihr eine Stellung bietet, die sogar weit über deine kühnsten Träume hinaus geht. Wäre Irmengards Erziehung nicht auf das Äußerliche gerichtet, hätte sie nicht Furcht vor der Armut; hätte sie arbeiten gelernt, sie machte sich noch heute frei, denn sie hat den anderen, den sie liebte, noch nicht vergessen. So aber schleppt Irmengard lächelnd die Kette, die du ihr in deiner Fürsorglichkeit geschmiedet, mit todwunden Herzen, und blutige Tränen netzen ihren Weg. Das gleiche Elend wäre mein Los, wenn ich Leos Frau geworden, den ich wohl lieb habe, dem ich vertraue wie meinem besten Freund, den ich aber nicht so liebe, wie ich den Mann lieben muß, dem ich für immer angehören will. Hätte ich die Liebe gekannt, wie ich sie jetzt kenne, niemals hätte ich mich mit Leo verlobt.“

Tante Bellas dickes Gesicht war ganz cisig geworden. Es war, als ob sich ihre rotblonden Haare ordentlich unter der grauen Wollmütze sträubten.

„Geh“, sagte sie hart. „Die Folgen deines Handelns trägst du selbst.“

Ingelid hob stolz den Kopf. Ein finsterer Blick traf die Tante, als aber ihre Augen zu Onkel Gerwin hinüber flogen, traten ihr heiße Tränen in die Augen.

Der liebe, gute Alte, er würde nun der ganzen Zorneswucht der Tante standhalten müssen.

Onkel Gerwin aber winkte Ingelid beruhigend zu, und ein zärtlicher Blick sagte ihr:

„In mir wirst du immer einen Freund haben.“

Und sie konnte nicht anders, sie stürzte auf den Onkel zu, und drückte ihre warmen Lippen auf seine magere Hand, die einzige, die sie jemals geliebt, die einzige, die ihr liebevoll geholfen, wenn es gar zu schwer mit Tante Bella war.

Und Graf Rotteck fühlte die warmen Tränen Ingelids über seine Hand rinnen, und es war ihm, als müsse er für sie kämpfen.

Als Ingelid aber still gegangen und Tante Bella wütend auf ihn einfuhr, da zog er sich ganz eng in seinen Schaukelstuhl zusammen. Er erwiderte kein Wort. Er ließ die Flut von Scheltworten geduldig über sich ergehen. Er kannte das schon.

Ganz heimlich aber freute er sich, daß Ingelid das nicht alles mit anzuhören brauchte. Mochte Bella doch reden.

Und Gräfin Bella Rotteck redete fort und fort. Endlich fiel ihr doch die Schweigsamkeit ihres Bruders auf.

Mit einem energischen Ruck schlug sie die große Zeitung zurück, hinter der er sich verschanzt hatte. Sprachlos starrte sie auf ihren Bruder.

Der lag mit lächelndem Gesicht, das Einglas fest ins Auge geklemmt, und schlief den Schlaf der Gerechten.

Dieser Mensch konnte noch schlafen?

Fast verzweifelt starrte Tante Bella in das friedliche Gesicht mit dem Kinderlächeln um den alten Mund, dann aber schlich sie ganz leise auf den Fußspitzen zur Tür hinaus.

Niemand sollte ihn stören. Das alte Kind sollte schlafen. Wohl ihm, daß er schlafen konnte. —

Mit hellem Schellengeläut zogen die Schlitten draußen vorüber.

Hart knirschte der Schnee, und grau und wetterschwer hing der Winterhimmel über Oberhof.

* * *

Als Ingelid aus dem Hotel trat, um in den Schlitten zu steigen, der sie zum Start der Bobsleighbahn bringen sollte, sah sie, daß Riele von Vossen schon im Schlitten Platz genommen hatte, während Leo augenscheinlich wartend am Schläge stand. Und wieder hatte Ingelid eine leise Schmerzempfindung in der Brust, als sie die beiden anscheinend so harmlos und gemütlich plaudernd sah.

Leo mußte sich sehr gut in der Gewalt haben, denn kein Zug in seinem erusten, männlichen Gesicht verriet, was seit gestern abend zwischen ihm und Ingeild lag. Er küßte ihr ritterlich die Hand, erkundigte sich artig, wie sie geschlafen, und äußerte sich über die Chancen der einzelnen Bobsleighs beim Rennen.

„Es wird sehr auf unsere Lenker ankommen“, meinte er. „Wenn wir Glück haben, nehmen wir die 2000 Meter in einer Minute und fünfzig Sekunden. Unter zwei Minuten werden es die anderen kaum schaffen.“

„Na, bester Graf“, warf Riele ein, sich ihren weißen Wollschal fester um den Hals windend, während der Schlitten mit ihnen die Crawinckler Straße entlang flog, „die „Hexe“ ist doch eine gefährliche Konkurrenz. Mein süßer Bruder gönnt uns den Ruhm nicht, und in einer Minute und zweiundfünfzig Sekunden hat er die Bahn ja schon wiederholt genommen. Was meinst du, Ingelid?“

„Wir werden ja sehen“, entgegnete Ingelid. „Ich steuere ja nicht, und wenn ich euch das ganze Rennen nicht ruiniert hätte, wäre ich gar nicht mitgefahren.“

Ein prüfender Blick Leos traf sie, und es war ihr, als wollte er ihr bis auf den Grund der Seele dringen.

Kühl und klar gab sie den Blick zurück.

Riele Vossen plauderte weiter, daß Köppings schon voraus und Mister Wood in ihrem Schlitten, wie es schien, sehr gegen seinen Willen, mitgefahren. Frau von Köpping hätte ihn so dringend eingeladen und er so energisch abgelehnt, daß Köpping es schließlich fast wie eine Beleidigung aufgefaßt habe. Da war denn Mister Wood resigniert in den Schlitten gestiegen. Ganz prachtvoll habe der Schlitten sich gemacht. Die schwarzen Pferde hatten heute weiße, goldgestickte Decken, die mit dem weißen Zaunzeug ganz wundervoll harmonierten.

Schweigend hörte das Brautpaar zu.

(Fortsetzung folgt.)

Europa nach dem Balkankrieg.

Der Balkankrieg ist zwar noch nicht zu Ende und die angeblich wieder aufgenommene Beschießung von Skutari durch die Montenegriner rückt sogar die Gefahr eines allgemeinen Krieges wieder in den Bereich der Möglichkeiten. Dennoch vermag man sich unter Vorbehalt einer nicht weit gehenden Fehlergrenze das Ergebnis der europäischen Politik, wie es sich am Ende des Krieges herausstellt, klarzumachen. Dabei ist aber von vornherein gegenüber den zur Begründung der neuen Wehrvorlage gegebenen Darstellungen festzuhalten, daß die Veränderungen, die sich in dem Kräfteverhältnis vollzogen haben, doch nur zu einem Teil das Resultat des Balkankrieges sind und daß die Ergebnisse dieses

Krieges durchaus nicht alle in der gleichen Richtung der angeblichen Stärkung der dem Dreibund feindlichen Kräfte liegen.

Die Grundlage des europäischen Staatensystems, die Teilung des Kontinents in die beiden großen Mächtegruppen des Dreibundes und der anderen, die man sich gewöhnt hat, nicht ganz zutreffend als Triple-Entente zu bezeichnen, bleibt anscheinend unverändert bestehen. Die wichtigsten Ergebnisse des Balkankrieges sind die Bildung des Balkanbundes, die freilich mehr Vorbedingung als Ergebnis war, und die Auflösung der europäischen Türkei als politischer Macht. Es ist falsch, die Türkei einfach als eine Klientin und ihr Verschwinden auf dem Boden Europas als einen Verlust des Dreibundes zu betrachten. Aus der politischen Lage des Osmanenreiches ergab sich ganz von selbst, daß seine Leiter darauf bedacht sein mußten, außerhalb der beiden Mächtegruppen zu bleiben und wenn sie dennoch von den Geldmächten der Triple-Entente zeitweise boykottiert wurden, so geschah das nicht, weil sie etwa Dreibundpolitik gemacht hätten, sondern lediglich, weil sie sich nicht mit gebundenen Händen in die Gefangenschaft ihrer Gläubiger begeben wollten. Daß sie dann nachher in Wien und Berlin die Hilfe fanden, die man ihnen in Paris und London versagt hatte, war nicht die Folge einer frei gewählten Politik, sondern jener wirtschaftlichen Unterjochungsversuche, denen man sich in Konstantinopel nicht unterwerfen konnte. Tatsächlich ist ja auch im letzten Herbst der Angriff auf die Türkei ohne Zutun der Triple-Entente und wider ihren Wunsch gemacht worden. Er war im Grunde nur die Fortsetzung der Ereignisse, die mit dem Zuge Italiens nach Tripolis begonnen hatten. Wie hoch die Türkei als Militärmacht einzuschätzen gewesen wäre, wenn man sie als ein Aktivum des Dreibundes hätte buchen dürfen, ist dabei noch eine Frage für sich, die aber an dieser Stelle nicht beantwortet zu werden braucht, weil es willkürlich und falsch ist, sie dem Dreibund zuzurechnen. Ebenso falsch ist es aber, den neuentstandenen Balkanbund, so wie er jetzt ist, für die Triple-Entente in Anspruch zu nehmen. Richtig ist allerdings, daß Rußland, die große slawische Vormacht, sich ernsthaft bemüht, ihren durch die Geschichte der letzten sechzig Jahre widerlegten Anspruch auf das Protektorat über die Balkanslawen wieder geltend zu machen, und richtig ist auch, daß der Balkanbund die ihm aus Rußland zugeflossene moralische und über das Moralische hinausgehende Hilfe gern angenommen hat. Es liegt auch auf der Hand, daß die zwischen den Russen und allen Balkanvölkern bestehende Religionsgemeinschaft und noch mehr die mit Bulgarien, Serbien und Montenegro bestehende Rassenverwandtschaft Bänder sind, die man besonders bei Völkern dieses Kulturkreises nicht außer Betracht lassen darf. Aber man weiß auch ebenso bestimmt aus vielen Tatsachen der Geschichte, daß diese nationalen und religiösen Zusammengehörigkeitsgefühle nicht das letzte Wort sprechen, daß ihre Sprache vielmehr von den egoistischen Forderungen der eigenen nationalen Existenz, der Selbstständigkeit und des Besitzes übertönt wird.

Was der Balkanbund ist, weiß man heute ungefähr, was er in fünf Jahren sein wird, weiß niemand. Wohl aber weiß man, daß zwischen den Verbündeten starke Eifersüchteleien bestehen, die sich kürzlich erst in einem blutigen Zusammenstoß zwischen Griechen und Bulgaren kundgegeben haben und die man nach Tiefe und Ausdehnung keineswegs mit den Erscheinungen des ehemals recht lebendigen deutschen Partikularismus vergleichen darf. Die im Balkanbunde vereinigten Staaten bilden

keine Nation; sie sind der Nationalität nach, Griechen und Slawen sogar der Rasse nach verschieden, und wenn auch alle zu der großen anatolischen Religionsgemeinschaft gehören, so hat doch jeder Staat wieder eine eigene Kirche geschaffen, deren Diener mißtrauisch und eifersüchtig darauf bedacht sind, ihren Machtbereich nicht von der Kirche des anderen Volkes schmälern zu lassen. Dazu kommt, daß alle diese Völker eine Geschichte haben, auf Grund deren sie einander gegenseitig als Feinde, Unterdrücker oder Emporkömmlinge anzusehen gelernt haben. Gemeinsam war ihnen nur der Haß gegen die Türken und das Gefühl, daß der Einzelne zu schwach sei, das verhaßte Herrenvolk niederzuwerfen. Aber es ist sehr fraglich, ob der Balkanbund über den jetzigen Krieg hinaus eine Einheit sein wird, und wenn er es etwa doch werden sollte, ist erst recht fraglich, ob ein solcher Bund ohne weiteres das Bedürfnis haben würde, auf die Seite einer der beiden bestehenden Mächtegruppen zu treten. Die Entwicklung Bulgariens, wie vorher das Aufsteigen Rumäniens, hat bewiesen, daß diese Völker recht wohl einsehen, eine wie große Gefahr die Anlehnung an den übermächtigen Nachbar im Norden für ihre Selbstständigkeit wäre, und es spricht mehr für die Rechnung, daß ein Balkanbund, der Bestand hätte und dem sich dann später vielleicht sogar Rumänien anschließen könnte, das Bestreben haben würde, in einer unabhängigen politischen Organisation sich zu betätigen, als für die andere, daß er unter den Fittichen des russischen Doppeladlers ein bescheidenes Plätzchen suchen sollte.

Nur das Eine wird man als wahrscheinlich annehmen müssen, daß die beiden serbischen Staaten, vor allem das Königreich Serbien, Gegner Oesterreich-Ungarns, also einer Dreibundmacht, sein werden. Es ist unverkennbar, daß die serbischen Bestrebungen dahingehen, auf Kosten der habsburgischen Macht vorzudringen und die Gebietsteile abzureißen, die von Serben oder den sprachlich mit ihnen identischen Kroaten bewohnt sind. Man hat dieses Verhältnis mit dem Piemonts zu Oesterreich vor einem halben Jahrhundert verglichen, und in der Tat besteht eine gewisse Analogie und die Gefahr, daß eine serbische Irredenta versuchen werde, den territorialen Bestand des mitteleuropäischen Südostens umzugestalten. Aber man braucht diese Gefahr nicht zu überschätzen. Sie besteht doch eigentlich nur, wenn Oesterreich und Ungarn entschlossen sind, dieselben Fehler zu machen, die den Verlust der welschen Provinzen herbeigeführt haben. Damals hat Oesterreichs falsche Politik nicht nur die Italiener zum Abfall getrieben, sondern hatte schon vorher ganz Europa gegen sich erbittert. Niemand als vielleicht ein Teil des deutschen Bundes brachte ihm ehrliche Sympathien entgegen. Wenn man freilich heute in Wien und Budapest die Politik des absolutistischen Oesterreichs in der südslawischen Frage fortsetzen wollte — Fehler genug sind allerdings gemacht worden —, so müßte man nach jener Seite hin sich in der Tat fortwährend gegen alle Möglichkeiten rüsten, und es stände besonders bedenklich, wenn etwa in absehbarer Zeit einflußreiche Kreise glauben sollten, die glücklicherweise jetzt zurückgetretene Politik wieder aufnehmen zu können, die dem Königreich Italien aus Rücksicht auf den Balkan ein möglichst geringes Maß von Rücksichtnahme entgegenbringen zu dürfen glaubt. Aber das sind doch alles keine irreparablen Fehler, und man braucht daher die Bedrohung durch aufgeregte serbische Politiker, die wirklich bisweilen kein rechttes Maß zu finden wissen, nicht schwer zu nehmen trotz des Zuwachses an Macht, den diese lebhaft und begabte, aber doch auch den romantischen

Phantastereien der meisten Slawenvölker allzu stark nachhängende Nation durch den Balkankrieg erfahren hat.

Dabei sind noch zwei Momente in Betracht zu ziehen, die für die Bewertung der serbischen Gefahr nicht gleichgültig sind. In dem von Oesterreich und Italien geschaffenen unabhängigen Albanien besitzt Oesterreich einen zwar nicht starken, aber doch auch nicht ungefährlichen natürlichen Bundesgenossen, der jeden Angriff Serbiens gegen Oesterreich zu einem gewagten Unternehmen machen muß, zumal nicht nur albanische, sondern auch österreichische Truppen von dieser Seite her des Gegners Flanke bedrohen könnten. An der Stellung Rumäniens, das gegenwärtig Rußland wie Oesterreich gleichmäßig umwerben, wird sich voraussichtlich in naher Zeit schwerlich etwas ändern. Denn daß Rußland bereit sein könnte, zur Unterstützung seiner Werbungen einen Teil Bessarabiens abzutreten, das es nach dem russisch-türkischen Kriege den Rumänen schnöde entrissen hat, ist schwerlich mehr als eines jener phantasievollen Märchen, wie sie von aufgeregten Politikern und Publizisten des Ostens bisweilen gedichtet werden. Sonst aber wissen die Politiker in Bukarest recht gut, daß zwar auf ungarischem Staatsgebiet mehr als drei, in Rußland höchstens anderthalb Millionen Rumänen wohnen, daß aber eine Gefahr für die Unabhängigkeit Rumäniens nur noch von Rußland, niemals mehr von Oesterreich-Ungarn her droht. Das zweite der oben erwähnten Momente besteht darin, daß es möglich gewesen ist, einen Konflikt zwischen Oesterreich und Rußland und damit einen europäischen Krieg zu vermeiden, und daß dadurch der Weg zu einer Verständigung zwischen diesen beiden Reichen wenigstens offen gehalten wird. Viel gewinnen kann heute keines von beiden mehr auf dem Balkan, und wenn auch der russische Panlawismus noch immer nicht glauben will, daß der Balkan keine russische Provinz mehr werden kann, so erwacht doch in Rußland immer deutlicher und stärker wieder der Drang nach dem Osten, der seit der Abschüttelung des Tarenjoches lebendige Trieb, die Völker Mittel- und auch Ostasiens der Herrschaft des zu ihnen hinüberführenden Rußlands anzugliedern. Um sich dieser Aufgabe widmen zu können, braucht Rußland Ruhe im Westen und so könnte auch ihm eine Verständigung erwünscht sein, die den Groll eines halben Jahrhunderts beseitigen würde. Allerdings würde ein solcher Ausgleich Oesterreich von Deutschland unabhängiger machen. Das ist das Ziel, das Graf Aehrenthal bisweilen freilich durch Mittel, die das Gegenteil erreichten, angestrebt hat. Deutschland braucht aber darauf gar nicht sehen, würde ihm doch eine solche Verständigung die Last der Bundesgenossenschaft wesentlich erleichtern. Eine kluge österreichische Politik müßte jedenfalls im Interesse des eigenen Reiches alles tun, um die gefährliche Spannung mit dem östlichen Nachbar zu beseitigen, wie die deutsche Politik allen Grund hat, das Verhältnis zu England zu bessern.

Zwischen diesen Beziehungen der beiden Dreibundmächte nach Osten und Westen besteht ein deutlicher Parallelismus. Hier wie dort liegen Quellen für kriegerische Verwicklungen, die bald auf dieser, bald auf jener Seite stärker fließen. Eine Ungleichheit liegt freilich darin, daß Deutschland durch das unguete Verhältnis seines Bundesgenossen zu Rußland viel stärker in Mitleidenschaft gezogen wird, als Oesterreich durch Deutschlands Verhältnis zu England. Aber das trifft wieder für beide zu, daß, je besser die Beziehungen der beiden Mächte zu ihren Rivalen im Osten und Westen sind, um so unabhängiger sie selbst von ihren Bundes-

genossen werden. Nun hat gerade der Verlauf des Balkankrieges und die Bemühungen, eine Gefährdung des europäischen Friedens hintanzuhalten, Deutschland und England eng zusammengeführt und das Verhältnis der beiden Staaten, das vor zwei Jahren fast zum Bersten gespannt war, so freundschaftlich gestaltet, wie es lange nicht mehr gewesen ist. Man soll natürlich solche erfreulichen Erscheinungen in ihrer Bedeutung nicht überschätzen. Von einer wirklichen Vereinbarung sind wir noch ein gutes Stück entfernt, aber es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß wir uns wenigstens auf dem rechten Wege befinden, und wenn ohne grobe Fehler von beiden Seiten die günstige Zeit mit Ernst und Eifer genutzt wird, so ist nicht einzusehen, weshalb nicht in absehbarer Zeit auch dieser Quell der Sorgen sollte verstopft werden können. Heute ist es jedenfalls schon ein Gewinn und ein Vorteil für den europäischen Frieden, daß England Wert darauf legt, neben der Treue für seine Freunde auch die Unabhängigkeit seiner Politik zu erklären, die man in früheren Erklärungen vermißte.

Ob das Verhältnis Deutschlands zu Rußland sich verschlechtert hat, kann dahingestellt bleiben. Ein realer Grund für eine Verschlechterung besteht nicht. Deutschland hat, von Kleinasien vielleicht abgesehen, kaum irgendwo Interessen, die mit denen Rußlands feindlich zusammenstoßen müssen. Es begehrt keine Ausdehnung auf Kosten Rußlands, wie denn andererseits für dieses schwerlich ein Wunsch besteht, deutsches Gebiet, das es vor hundert Jahren noch genommen hätte, sich anzueignen. Rußland ist in den letzten Jahren allerdings militärisch und finanziell stärker geworden. Für den europäischen Frieden braueht das keine Gefahr zu sein, zumal ja das Gewicht dieses Kolosses eher nach Osten als nach Westen drücken wird. Ein gewisses Maß von Beunruhigung liegt freilich in dieser Macht infolge ihrer Verbindung mit dem republikanischen und noch immer revanchelustigen Frankreich, zu dem ein besseres Verhältnis zu gewinnen leider noch immer nicht geglückt ist.

Wägt man nun alle Veränderungen der letzten zwei Jahre gegeneinander ab, so ist nicht zu begreifen, woher auf einmal die Zaghaftheit kommt, mit der man jetzt ein Ungeheures an militärischen Rüstungen zu rechtfertigen versucht. Es sind einige Erscheinungen eingetreten, die nicht erfreulich waren, deren Ergebnis aber bei weitem nicht so bedrohlich ist, als man glauben machen will. Es sind andere Veränderungen eingetreten, die uns sehr erfreulich waren und zu denen neben den schon erwähnten noch die Erneuerung und wirkliche Befestigung des Dreibundes zu rechnen ist. Eine Veränderung der Gewichte ist beim besten Willen nicht zu erkennen, und es ist eine schwere und willkürliche Uebertreibung, die heute die Dinge so darstellt, als ständen wir unmittelbar vor dem letzten Kampfe um unser nationales Sein oder Nichtsein und müßten fürchten, ohne eine heroische Riesenanstrengung, die uns leicht als Nervosität oder als böser Wille gedeutet werden kann, überrannt zu werden.

(Aus „Erkf. Ztg.“)

Allerlei.

Die zehn Schädlinge der Gesellschaft. Einen Einblick in die Weltanschauung der Japaner gewährt die Aufstellung von zehn Klassen solcher junger Leute, die für das Wohl des Vaterlandes schädlich sind. Diese Kategorien, gegen die sich

der Wille der Gesamtheit wehrt, stellt Sawada Gento-ku in der Zeitschrift: „Nogyo Zasshi“ zusammen. Zur ersten Klasse gehören die jungen Leute, die eine gute Bildung erhalten haben, sie aber trotzdem von den Schwierigkeiten des Lebens überwinden lassen. Die zweite Abteilung wird aus den Ueberanstrengungen gebildet. Es sind jene Unglücklichen, die durch allzu intensive geistige Arbeit ihren Körper geschädigt haben und nun nervösen Leiden erliegen. Die Ungebildeten gehören der dritten Kategorie an. Leute, die es versäumt haben, etwas zu lernen und nun stumpf und einseitig geworden sind. In die vierte und fünfte Klasse gehören alle die Jünglinge, die den Segen des Familienlebens nicht lange genug genossen haben, die sich aus dem Hafen, den das Haus dem Jüngling bietet, zu früh in den Sturm und das gefährliche Meer der großen Gesellschaft hinauswagten und so Schiffbruch litten. An sechster Stelle kommen die Söhne der Reichen, denen Geld und Wohlleben ein Hemmnis war, um etwas aus sich zu machen, die ihre Pflichten gegen die Allgemeinheit nicht erfüllen, weil die harte Notwendigkeit sie nicht dazu zwingt. Die Phantasten und Träumer werden in die siebente Abteilung gerechnet, Jünglinge, die in falschem Ehrgeiz falschen Zielen nachjagen, die nicht die nötige Geduld und Zähigkeit besitzen, um sich im Leben durchzusetzen. Die achte Klasse besteht aus Lebemännern, die nur dem Genuß nachjagen, aus den Zierbengeln, die in ihrer beschränkten Eitelkeit nur den Frauen gefallen wollen. Die neunte Gattung der Schädlinge besteht in den Epikuräern, deren Gott der Bauch ist, wie Luther sich ausdrückt, die im Essen und Trinken den Sinn des Lebens sehen, die in Tabak- und Sakegenuß schwelgen und nur den Gedanken auf Leckerbissen haben. Der letzten Klasse sind alle zuzurechnen, die nicht an dem Gemeinwohl mitarbeiten, die nicht ihre Kräfte an das Blühen der nationalen Einrichtungen setzen, die ihre Ahnen vernachlässigen, nicht die Gräber der Eltern pflegen und keine Ehrfurcht vor Gott haben.

Ein Spottgedicht auf die Lügen der Balkankämpfer veröffentlicht Walter Turczynski in der neuesten Nummer des „Berliner Salon“:

Alles siegt.

An des Balkankrieges Flamme trocknen Siegestelegramme:

Alle Gegner rücken vor ja, und sie schießen nur „Victorja“!

Alle tragen hoch die Nase und es stecken in Ekstase

Sich ein Siegeslicht aus Talg an alle Mächte von dem Balkan.

Peter drahtet (der von Serbien): „Alle Türken sind am Sterbien.“

Mutig rottet ihr Zahl ex mit dem Schwert mein Sohn, der Alex!“

Aneh der kühne Prinz, der Boris, der den Andern immer vor is,

Und sein Bruder, der Danilo, schön wie der Apoll — von Milo

Ihre Meldung? Leser hör'se: „Es stehn an der K...rsbörse

Unser Aktien über Pari denn schon morgen — fällt Skutari!“

Auch der König von Bulgarien läßt erklingen Siegsfanfaren:

„Täglich gehts den Türken schlechter; bald sinds rausgeschmiss'ne Pächter.“

Ach, es platzt in seinen Nöten arg der Mantel des Propheten.

Mahmed, wird dir nicht ganz kalt, Schah, da wir siegten bei Tschataldscha?

Selbst die kleine Schaar der Griechen denkt nicht aus Zu-Kreuz-Kriechen,

Hält sich an dem Feinde schadlos und ihr Führer drahtet drahtlos:

„Es versagten Feindeskniife, wir erobern ihre Schiffe:

Heute noch mit stolzem Schritt jeh' ich an Bord der Yaecht „Hamidjeh“!

Und was spricht der Herr der Terkem? „Allah trotz des Feindes Werken:

Und der Gegner Blut verspritzt so der Enver wie der Izzet“.

Kurz, von Widerspruch zerrissen, kann man nichts Gewisses wissen.

Zitternd fragt man sich voll Bänge: „Wer kriegt die meiste Senge?“

Traut man nun dem Bund der Viere: traut dem Wort man der Wesire,

Wenn sie Siegsdepeschen sandten, oder glaubt man Ferdinanden?

Nein, da scheint etwas zu hinken und es will mich schier bedünken:

Wahrheit liegt hier in den Windeln, weil die Herren — alle schwindeln!

Ein Gedicht, das eine Gesetzesvorlage zu Fall brachte. Als die Einwanderungsvorlage der Regierung im Kongresse zu Washington beraten wurde, kam es zu einer höchst dramatischen Szene. Einer der Hauptgegner des Gesetzes, das Kongreßmitglied Moore, trug mit vollendetem Pathos ein Gedicht vor, das betitelt war: „Ein Appell an den Kongreß von denen, die ausgeschlossen werden sollen.“ Es heißt da: „Wir haben eure Riesengräben ausgehoben. Wir bahnten eure Wege und Straßen, wir holten euer Holz und Wasser und scufzten tief unter eurer Last. Wir haben die geringste Arbeit verrichtet. Von unseren Mitmenschen wurden wir verachtet. Und nun wollt ihr uns nicht zulassen, weil wir nicht lesen können. Eure Farmen sind halb verwüstet. Immer höher steigt der Preis des Brotes. Wir bringen unsere Piken und Schaufeln und schaffen, was ihr braucht. Schließt eure Pforten nicht für uns, weil wir nicht lesen können.“ Wie bekannt, bezweckte die Regierungsvorlage, allen denen die Einwanderung in die Vereinigten Staaten zu untersagen, die eine gewisse Bildungsprüfung nicht bestehen würden. Das Gedicht des Kongreßmitgliedes Moore soll den Umschwung in der Meinung herbeigeführt haben.

Der „Simplizissimus“ auf den Bahnhöfen verboten. Aus Genf wird gemeldet: Die Direktion der Bundesbahnen hat den Verkauf des „Simplizissimus“ auf allen Bahnhofsbuchhandlungen im Netze der Bundesbahnen untersagt.

Todesanzeige und Dank.

Unseren Freunden und Bekannten machen wir hierdurch die traurige Mitteilung, dass unser lieber Gatte, Vater und Grossvater Herr

Joseph Albrecht

am 19. d. M. im Alter von 53 Jahren ganz unerwartet einem Schlaganfall erlegen ist

Zugleich sprechen wir allen denen, die uns durch Zuspruch und Hilfe bei-tanden und den Entschlafenen zur letzten Ruhestätte geleiteten, unseren herzlichsten Dank aus.

Die trauernden Hinterbliebenen.

ampo Redondo, den 21. April 1913.

